

1. Das Projekt „Kommunikation in der Stadt“

WERNER KALLMEYER

1.	Die Aufgabe des Projekts	2
2.	Zur Entwicklung der soziolinguistischen Stadtforschung	6
3.	Das Beobachtungsfeld: die Stadt Mannheim	18
4.	Fragestellungen und Ziele der Untersuchung	21
4.1.	Kommunikationsformen und sozialer Zusammenhalt	22
4.2.	Sprache als Ausdruck von sozialer Identität	24
4.3.	Soziale Stile	30
5.	Zur Anlage der Untersuchung	31
5.1.	Ethnographisches Panorama ausgewählter Stadtteile	31
5.2.	Porträts städtischer Gruppen	33
6.	Bemerkungen zu diesem Band	35

1. Die Aufgabe des Projekts

Aufgabe des Projekts war die soziolinguistische Behandlung eines komplexen Gegenstandes: Kommunikation in der Stadt, untersucht am Beispiel von Mannheim. Dabei konnte es nicht um die Stadt und die Sprachverwendung in der Stadt in allen ihren Erscheinungsformen und Struktureigenschaften gehen – das wäre als Aufgabenstellung unüberschaubar und methodisch kaum zu handhaben. Die Untersuchung wurde an Ausschnitten der Stadt Mannheim, und zwar an ausgewählten Gruppen aus verschiedenen Stadtteilen durchgeführt, wobei die Gruppen bestimmten Milieus oder sozialen Welten und diese wiederum den sozialen Konstellationen der städtischen Gesellschaft zuzuordnen waren. Im Zentrum der Analyse standen die sprachlichen Erscheinungsformen der sozialen Zugehörigkeit von Städtern, d.h. ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen städtischen Milieus mit unterschiedlich ausgeprägter lokaler Bindung.

Das Verhältnis von Sprache und sozialer Zugehörigkeit ist unter mehreren Aspekten zu betrachten. Sprache ist ein Herkunftsindikator. Insbesondere die sprachliche Prägung der ersten Sozialisation ist kaum völlig zu verändern, und der Sozialisationsprozeß insgesamt bewirkt sprachliche Prägungen, die Spielräume und Grenzen des sprachlich-sozialen Verhaltens festlegen. Ein älterer Mannheimer aus der Innenstadt drückt diesen Tatbestand im Interview so aus:¹

ja wenn ich mich jetzt mid ihnen underhalte
 versuch isch auch net
 in ein geschdelzdes ho"chdeutsch hinoinzukomme
 do hedd isch addigulierungsschwierischkeide ne| *
 aber isch versuche doch moine schbra"che- *
 äh kla"rer zu geschda/
 äh net so ←na":chlässisch zu führen net| *
 →bißche kla"rer zu geschdalde
 vielleisch ←gebrauche isch auch andere formulierung * net| *
 awwer denn Mo"nnemer hörd ma du"rrsch|
 →denn hörd ma durrsch

Diese Äußerung demonstriert zugleich das, was in ihr ausgesagt wird. Neben deutlich standardsprachlichen Lautungen erscheinen großregionale Lautungen

¹ Dieses Zitat stammt aus einem ethnographischen Interview („Herr Kiefer“), das in Teilen im Band 4.2 „Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen“ veröffentlicht wird. – Zur Transkriptionsweise und speziell zur literarischen Umschrift der Dialektmerkmale vgl. die Hinweise im Anhang, Nr. 11. Wir gehen davon aus, daß die Beispieltex te mit Kenntnis der Transkriptionsregeln lesbar sind. Deshalb geben wir nur in besonders schwierigen Fällen standardsprachliche Äquivalente an. Innerhalb der Beiträge präsentieren wir Ausschnitte von Transkriptionen in zwei Formen: (a) in Partiturf orm wie in den Gesamttranskriptionen im Anhang zum jeweiligen Beitrag, und (b) für eine genauere Betrachtung der Formulierungsweise einzelner Äußerungen gliedert nach Formulierungseinheiten.

wie /sch/ für /ch/ oder die Tilgung des Endnasals (z.B. *hinoinzukomme*; *geschdalde*; *formulierung*) und spezifischere dialektale Merkmale wie die Vokalkürzung (wiedergegeben durch Verdoppelung des folgenden Konsonanten, z.B. *denn*, *durrsch*), die Realisierung von *aber* als *awwer* (mit kurzem /a/), /d/ für /t/, /oi/ für /ei/ oder offenes /o/ für /a/ in *Monnemer*. Gemessen an den später im einzelnen dargestellten Dialektalitätsmerkmalen ist der Beginn weitgehend standardsprachlich (vgl. /ch/ und /End-Nasal/), aber auch Formulierungen wie *moine schbrache* sind noch standardverschoben im Verhältnis zum dialektalen *schbroch*. Andererseits bleiben überall dialektale Lautungen erhalten (z.B. /d/ für /t/ in der Anfangsformulierung) – den Mannheimer hört man deutlich durch.

Im Sprachbewußtsein der Sprecher verbindet sich die sprachliche Prägung auch relativ klar mit sozialer Zuordnung und der Festlegung von Bewegungsspielräumen in der Gesellschaft: Die Einschätzung, „wo man hinpaßt“ und wo nicht, ist eng mit sprachlichen Voraussetzungen und deren Bewertung verbunden. Eine alte Mannheimerin aus einem „einfachen“ Viertel (der Neckarstadt-West) stellt auf die Frage, ob sie auch in der Oststadt (einem „feinen“ Viertel) wohnen würde, die für sie zwingende Verbindung von sozialgeographischer Gliederung der Stadt und der Sprache als Indikator der angemessenen sozialen Einordnung her:²

F: →nä do möscht isch net hie ←in die Östschdadt| do würdde mir
 F: gar net hinpasse| a:ch| mid unsere schbroch| nää|
 I: warum↑

Sprache ist aber auch Ausdrucksmittel der sozialen Selbstdarstellung. Mit der Sprache drücken die Gesellschaftsmitglieder ihren sozialen Standpunkt und die damit verbundenen Perspektiven aus. Sie sprechen nicht nur ihre (oder auch eine fremde) Sprache, sondern sie zeigen dabei auch, welche soziale Bedeutung sie dieser Sprache beimessen: Inwieweit sie sich bereitwillig an eine vorgegebene Norm anpassen, z.B. als Dialektsprecher an die Standardsprache, ob sie stolz auf ihre sprachliche Herkunft sind, ob sie großen Wert auf eine betont korrekte und gepflegte Sprache legen usw. Für die Gesellschaftsmitglieder ist Sprache immer auch ein sozial-symbolisches Mittel: Sie zeigen, wer sie sind bzw. als wer sie behandelt werden wollen. Das Verhältnis zwischen dem Symptomcharakter der Sprache und der Symbolfunktion ist komplex, und eine klare Grenzziehung ist kaum möglich, weil im Prinzip alle Eigenschaften des sprachlichen Verhaltens, auch die nicht kontrollier- und wählbaren, durch die Bewertung sozial-symbolische Bedeutung bekommen können.

Sprachliche Selbstdarstellung ist untrennbar mit der Sprachverwendung verbunden, sie prägendes Element und ein Gegenstand ständiger, manchmal relativ bewußter, häufig unterbewußter Beschäftigung. Auch in den im Projekt

² Das Zitat stammt aus den Materialien in Köhler (1989).

durchgeführten Interviews gibt es eine große Zahl von Belegen dafür. Manche Gesellschaftsmitglieder beziehen bei ihren Auskünften über sich selbst ihr Sprachverhalten direkt auf die Selbstdarstellung in der sozialen Umgebung; so einige Jugendliche, die von sich sagen, daß sie sich durch ihre Sprache abgrenzen (sie benutzen dazu eine spezielle Gruppensprache):³

#jeder# hebt sich irgendwie anners ab *
 #JEDER JUGENDLICHE IM STADTTEIL#
 die #asos# dursch irgendwelsche asoziale aktione-
 #ARBEITERJUGENDLICHE#
 mir dursch die sprache|
 annner leut dursch die kleidung|
 weil jeder versucht so von der mittlere schischt wegzukomme|
 also von der normale schischt|

In anderen Fällen, vor allem bei Erwachsenen, die fest in ihre soziale Umwelt integriert sind, verbirgt sich der aktive Charakter der Selbstdarstellung häufig hinter Formulierungen zur Angemessenheit des sprachlichen Verhaltens und zur Anpassung an unterschiedliche Anforderungen und Erwartungen:⁴

ma hat ja so=n so so e mischsprache *
 uff de eine seit den ha"rte dialekt *
 den mer also nur mit mit einheimische redet
 also nur mit #Neckarstädter#
 #NECKARSTADT = STADTTEIL, AUS DEM SPRECHERIN STAMMT#
 odder wo wo wirklich aus de innestadt
 also mit de enge familie sage mer mal| ne|
 un dann äh ä:hm hm gute freu"nde
 die awwer teilweise zu"gereist sin
 un aus annere sprachbereische komme *
 mit dene ka"m=mer diesen dialekt nit spresche
 die würden ihn nicht verstehn *
 verleugnet man nit ganz seine sprachliche herkunft
 awwer geht so e bissel in rischtung hochsprache *
 also je mehr isch beruflich werde odder sa"chlich
 um so mehr lehn isch misch der ho"chsprache an *
 un isch hab bei mir schon beobachtet *
 wenn isch mit meiner freundin
 die also aa im lehrerberuf tätisch is
 un mir *
 also sie is kei Neckarstädter * #Sa"ndhöfer#
 #SANDHOFEN = VORORT#

³ Die Gruppe von Gymnasiasten wird im Beitrag 7 eingehend untersucht.

⁴ Vgl. das Interview „Frau Sander“ im Band 4.2.

awwer die hawwe aa ihrn dialekt ne↑
 un mir hawwe uns also äh öh öh:
 üwwer den harten dialekt eigentlisch immer unterhalten↑
 wenn sie awwer kurz vorher irgend en s/ sa"chlisches gespräch geführt
 hat un sie ruft misch anschließend an *
 muß isch grinse * ne *
 da hat se dann e ho"chsprache drauf *
 un des is für mi"sch dann ga"nz seltsam aus ihrem munde *
 dazu kenn ich sie zu gut odder so↓ ne↑

Die Sprecherin, eine Mannheimer Lehrerin, gibt relativ klar wichtige Elemente ihrer sprachlichen Orientierung an. Dabei bezieht sie sich auf Erwartungen und Normen, denen sie beim Sprechen zu genügen trachtet: von Sprechern aus anderen Sprachbereichen verstanden zu werden, ohne ihre Herkunft und soziale Zugehörigkeit zu verleugnen, berufliches und privates Sprechen auseinanderzuhalten (für eine Lehrerin aus dialektsprechendem Milieu eine wichtige Anforderung). Sie verdeutlicht zugleich, wie auffällig mangelnde situationsflexible Anpassung der Sprache ist (sie muß über die Freundin lachen) und welcher starke Korrekturmechanismus in der Reaktion auf eine derartige ungewollte Selbstdarstellung liegt (z.B. wenn das „Grinsen“ spöttischen Charakter annimmt). Diesen Punkt hebt sie (B) im Gespräch mit der Ethnographin (A) in der Folge noch stärker hervor:

B: wenn=isch jetzt zum beispiel des wo"rt emotionale e"bene hier

B: im mannemer diale"ktsatz neibaue würd↑ des

A: (LACHT) denke die

B: jetz spinnt se ja also de"s wirkt dann scho widder ähm

A: spinnt * (LACHT)

B: sich rausheben wollen odder so↓ ne↑

Diese Äußerungen zeigen, daß und wie die Sprecher ihr sprachliches Verhalten im Spannungsfeld von Identitätsausdruck, Verständlichkeitsanforderung und Normanpassung einrichten. Die Zitate des Jugendlichen, der nicht dazugehört will (zur normalen Mitte) und der Lehrerin, die dazugehört (und weiterhin dazugehören will), verdeutlichen zwei grundlegende Verfahren der sprachlichen Selbstdarstellung: soziale Abgrenzung durch sprachliche Divergenz und soziale Integration durch sprachliche Konvergenz bzw. das Vermeiden von Divergenz. Zugleich wird in den Beispielen erkennbar, daß Selbstdarstellung immer eng mit Fremddarstellung, d.h. der Darstellung anderer verbunden ist. Das eine geschieht immer durch das andere mit.

Die zentrale Aufgabe des Projekts war also, die vielfältigen Formen der sprachlichen Selbst- und Fremddarstellung daraufhin zu untersuchen, welche sprachlichen Ausdrucksmittel zur Verdeutlichung und Bewertung welcher sozialen Zugehörigkeit eingesetzt werden. Durch diese Ausrichtung unterscheidet sich das

Projekt von den meisten vorliegenden Arbeiten zur Stadtsprachenforschung, soweit sie das System einer Stadtsprache beschreiben.

2. Zur Entwicklung der soziolinguistischen Stadtforschung

Die Stadt war immer in gewissem Sinne Stein des Anstoßes für die Dialektologie und Prüfstein für die Soziolinguistik. Im Rahmen der soziolinguistischen Stadtforschung sind die problematischen Aspekte von grundlegenden sprachwissenschaftlichen Konzepten wie 'Sprache einer Gemeinschaft' und 'Sprachgemeinschaft', die explizit oder auch unausgesprochen die linguistischen und in der Folge auch alltagsweltliche Vorstellungen von der Sprachwirklichkeit prägen, stets besonders deutlich hervorgetreten. Als problematisch erweisen sich die Vorstellungen von der Einheitlichkeit der Sprache und von der Zusammengehörigkeit von Sprache und Gemeinschaft aus folgenden Gründen:

- Gemeinschaften sind in der Regel sprachlich nicht homogen; Homogenität ist eher die Ausnahme und an sehr spezifische Bedingungen gebunden.
- Das sprachliche Verhalten der Bewohner ist variabel. Sie haben vielleicht „ihre“ Sprache, die sie als ihre Normallage benutzen und mit der sie als Sprecher die geringsten Formulierungs- und Verstehensprobleme haben, aber ihr sprachliches Repertoire umfaßt ein Variationsspektrum.
- In der modernen städtischen Gesellschaft lösen sich die langfristig stabilen sozialen Grenzen und die feste, exklusive Zuordnung von Individuen zu Rollen und sozialen Kategorien auf. Grenzziehungen und die Definition von Zugehörigkeit zu Kategorien oder bestimmten „Kreisen“ werden vielfach wechselnd, d.h. variabel und kontextabhängig definiert. Wir haben in dem Sinne keine einfache und stabile soziale Identität und keinen ein für alle mal festgelegten und klar definierten Standort in der Gesellschaft.
- Damit ändert sich auch die Funktion der Sprache, die zwar auch Herkunft anzeigt und insofern gleichsam „unveränderliches Kennzeichen“ der Person ist, aber auf der anderen Seite gerade als Instrument der variablen Definition von Grenzen, von Zugehörigkeit und von territorialen Auseinandersetzungen fungiert.

Die Ortssprachenforschung zeigt, daß vieles davon auch in kleineren Gemeinden bereits wirksam ist, aber die städtischen Verhältnisse machen diese Eigenschaften sehr deutlich und zwingen zu ihrer Berücksichtigung. Die normale sprachliche Heterogenität von städtischen Gesellschaften kann man historisch sehen: Die Auflösung fester sozialer Grenzen ist eine „moderne“ und speziell städtische Erscheinung. Die „modernen“ Verhältnisse machen jedoch auf allgemeine Eigenschaften der Sprachverwendung aufmerksam, die bislang hinter andersartigen sozio-historischen Bedingungen verborgen geblieben sind. Die Aufrechterhaltung von Sprachunterschieden und die Entstehung neuer Sprachunterschiede innerhalb von Gemeinschaften ist ebenso mit den Prozessen der Konstitution von größeren sozialen Einheiten verbunden wie die sprachliche Angleichung. Variation ist ein allgemeines Prinzip der Sprachverwendung. Die Konstitution

von Sprache durch das Sprechen und die Konstitution von sozialen Strukturen durch das – weitgehend sprachliche – Handeln der Individuen ist ein universeller Prozeß, auf dessen Grundlage sich die sozialen und sprachlichen Grenzziehungen sozio-historisch spezifisch ausprägen. Wegen der spezifischen Eigenschaften der „modernen“ sprachlichen Verhältnisse in der Stadt besteht eine Affinität von Stadt und Soziolinguistik, die auch in der Forschungsgeschichte deutlich wird.

In den letzten Jahren ist die Stadt verstärkt Gegenstand der Soziolinguistik im deutschen Sprachraum geworden. Hier war im Verhältnis zur internationalen Lage aufgrund der Wissenschaftsentwicklung ein deutliches Defizit in der Behandlung städtischer Verhältnisse entstanden (vgl. Radtke 1972; Dittmar/Schlieben-Lange 1982a). Inzwischen ist auch im europäischen Raum eine Verdichtung der Stadtsprachenforschung eingetreten. In der Forschungsentwicklung gibt es Sonderentwicklungen und deutliche Phasenverschiebungen zwischen den einzelnen europäischen Ländern, aber insgesamt hat sich das Interesse verstärkt. Davon zeugen Tagungen und Kolloquien, Themenbände von Zeitschriften oder Reihen⁵, Bestandsaufnahmen zur Stadtsprachenforschung wie die von Dittmar/Schlieben-Lange (1982a) und der als Ergänzung dazu von Brang vorgelegte Forschungsbericht zum slawischen Sprachraum (1986) sowie eine größere Zahl von Stadtforschungsprojekten aus der jüngsten Zeit.⁶

⁵ U.a. die Tagungen des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim 1981 zum Thema „Mehrsprachigkeit in der Stadtregion“ (vgl. Bausch 1982) und zur Stadtsprachenforschung in Berlin 1984 (vgl. Dittmar/Schlobinski 1988); auch Kolloquien zur Ortssprachenforschung wie das in Bonn 1982 (vgl. Besch/Mattheier 1985) gehören zumindest ausschnittsweise in diesen Kontext (vgl. weiter unten); siehe weiter das Themenheft „Sociolinguistics in France: Current research in urban settings“ des „International Journal of the Sociology of Language“ (vgl. Tabouret-Keller 1985) oder den Band „Parlare in città“ (vgl. E. Klein 1989).

⁶ Vgl. u.a. Rosenberg (1986), Dittmar/Schlobinski (1988) und Schlobinski (1987) zu Berlin; Cherubim/Flechsig (1984) zu Braunschweig; Wildgen (1986) zu Bremen; Nelde (1978), Beatens Beardsmore (1983) und Deprez/Persons (1983) zu Brüssel; Mihm (1985) zu Duisburg; Dyhr/Zint (1985) zu Flensburg; Brinkmann to Broxten (1986) zu Frankfurt; Pedersen (1985) zu Fünen; Denison et al. (1977) und Sornig (1977) u. (1978) zu Graz; Froitzheim (1984) und Hoffmann/Mattheier (1985) zu Köln; Auer/Mössle (1987) zu Konstanz; Sobrero zu Lecce (1978); G. Klein (1989) zu Neapel; Maas (1985) und (1988) sowie McAllister-Hermann (1983) zu Osnabrück; Laks (1980) zur Pariser Banlieue; Gardener-Chloros (1985) zu Straßburg. Die Liste ist nicht vollständig, zeigt aber schon eine gewisse Belebung der europäischen Stadtsprachenforschung in den letzten Jahren. Soziolinguistik ist immer auch durch die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen mitbestimmt worden. So wie die nordamerikanische Soziolinguistik unter dem Eindruck der drängenden Probleme der Stadtentwicklung entstanden (und gefördert worden) ist, die mit der Einwanderung und der Ghettobildung in den amerikanischen Städten zusammenhängen, und so wie sich die Beschäftigung mit den Gastarbeiter-Problemen in den verschiedenen europäischen Ländern natürlich aus der Wahrnehmung der neuartigen Problemlage (im wesentlichen in den Städten) entwickelt hat, erhielt die Mehrsprachigkeitsforschung in der Schweiz oder in Belgien aus den spezifischen Problemen in diesen Ländern mit allen sprachpolitischen Implikationen neue Impulse. Der neue Schub des linguistischen Interesses an der

Bei der neueren soziolinguistischen Stadtforschung geht es um die Fortsetzung und Reorganisation eines langfristigen Forschungsprogramms. Die Untersuchung der Sprachunterschiede innerhalb des Geltungsbereiches einer Standardsprache ist seit dem Beginn der Dialektologie Programm, und auch die Erforschung nicht nur der unterschiedlichen Sprachen, sondern auch der Sprachunterschiede innerhalb einer umgrenzten Population wie einer Ortschaft oder Stadt ist schon früh formuliert und teilweise auch praktiziert worden. Die Wissenschaftsentwicklung ist allerdings in den einzelnen Ländern unterschiedlich verlaufen.

Dittmar/Schlieben-Lange (1982a) weisen besonders auf die Leistungen der Stadtsprachenforschung im romanischen Sprachraum hin, die sich im Kontext der Sprachatlanten kontinuierlich entwickelt habe, insbesondere für den italienischen Sprachraum. Im romanischen Sprachraum gibt es z.B. die frühen, dort auch traditionsbildenden Monographien von Salvioni über Mailand (1884), Rousselot über Cellefrouin in der Charente (1891) oder Gauchat über Charmey (1905) (vgl. dazu Dittmar/Schlieben-Lange 1982a, S. 55f.). Die Arbeit von Gauchat widerlegte die erwartete sprachliche Einheit innerhalb eines dafür besonders prädestiniert erscheinenden Ortes völlig. Und es gibt die programmatischen Äußerungen z.B. von Jaberg zum Sprach- und Sachatlas für Italien und die Südschweiz (1933), der erläutert, daß der Atlas u.a. Informationen über die Beziehungen zwischen den „parlers directeurs“ inklusive der Schriftsprache und der sozial untergeordneten Umgangssprachen liefern soll (vgl. insgesamt Dittmar/Schlieben-Lange 1982a, S. 54ff.). Auch die derzeitigen Arbeiten am NADIR (Nuovo atlante dialettologico d'Italia per regioni) können hinsichtlich der Berücksichtigung der Stadt und des Stadt-Umland-Verhältnisses als besonders interessant angesehen werden (vgl. u.a. Sobrero 1985 u. 1986). Für die germanistische Tradition zeigt Wiesinger (1985, S. 29ff.) die Widersprüche in den frühen dialektologischen Programmen von Wegener und Kaufmann zwischen der prinzipiellen Wahrnehmung der internen sprachlichen Variation und der durch die junggrammatische Theorie inspirierten Empfehlung für die Forschung, die Ortsprache als eine festgefügte Einheit zu beschreiben. In der Orts- wie in der Stadtsprachenforschung, die in den 20er Jahren verstärkt Interesse findet, gibt es immer wieder Arbeiten, die vorbildhaft hätten sein können, aber nicht wirk-

Stadt hängt offensichtlich auch mit dem gestiegenen Interesse an städtischen Lebensformen und einer Renaissance der Stadtkultur zusammen.

Die Soziolinguistik hat Anteil an einer Interessenlage, die sich in der Soziologie in Projekten zur Wohnquartierforschung niedergeschlagen hat (vgl. z.B. Bodzenta/Speiser/Thum 1981) und in der Sozialpsychologie in Projekten zur Stadtwahrnehmung und Identifizierung mit der Stadt (vgl. Schneider 1986; Graumann/Schneider i.V.). Nach der Subkulturforschung anhand städtischer Gruppen (zu der in England z.B. das Center for Contemporary Cultural Studies in den 70er Jahren wichtige Beiträge vorgelegt hat) erscheint die Ausrichtung auf die Stadt u.a. auch in der deutschen Kulturwissenschaft (das Thema des Volkskundekongresses 1983 in Berlin lautete: „Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung“; vgl. Kohlmann/Bausinger 1985).

lich traditionsbildend geworden sind. So war z.B. in der Ortssprachenforschung die Arbeit von Enderlin (1910) über „Die Mundart von Kesswil in Oberthurgau“ (nach dem Vorbild der Arbeit von Gauchat (1905) über Charmey) sehr fortschrittlich in der Annäherung an die komplexe sprachliche Wirklichkeit einer Ortsgemeinschaft, fand aber keine weitere Beachtung (vgl. Wiesinger 1985, S. 34f.). Außerdem gibt es Arbeiten wie die von Sexauer (1927), in der die Varietäten unterschiedlicher sozialer Gruppen von der alteingesessenen Landbevölkerung in den eingemeindeten Ortsteilen über die eingessene und neu zugezogene Arbeiterschaft und die Gruppe der aufstrebenden Geschäftsleute bis hin zu den Zugewanderten beschrieben wird; aber viele Stadtsprachenmonographien der 30er Jahre sind demgegenüber wiederum relativ „konservativ“ (vgl. die Hinweise auf einige Arbeiten in Dittmar/Schlieben-Lange 1982a). Dasselbe gilt für die von Maas aufgezeigten Entwicklungen ethnographischer Ansätze in der Dialektologie (1986, S. 37ff.). Er hebt insbesondere die Arbeit von Mitzka über den Danziger Raum hervor (1928), in der zur Erklärung des Sprachausgleichs bereits eine Verbindung von sprachlichen sowie sozialstrukturellen Konzepten und Konzepten kultureller Praxis angelegt ist, wie sie in den letzten Jahren Gegenstand der Soziologie Bourdieus geworden ist. Mitzka erklärt den stattfindenden Sprachausgleich damit, daß ein einheitlicher sprachlicher Markt entsteht, auf dem die Beteiligten den Mehrwert oder Minderwert der Ausdrucksweisen in ihrer Praxis erfahren (Maas 1986, S. 40). Es scheint, daß es im deutschen Sprachraum Ansätze zu einer empirischen Tradition gibt, aber keine theoretische Formulierung eines Forschungsprogramms zur Erfassung der sozialen Differenzierung der Sprache wie etwa im romanischen Sprachraum.

In Rußland formuliert Larin 1926 ein Programm „zur linguistischen Charakterisierung der Stadt“ und weist darauf hin, daß die Entwicklung der Literatursprache (d.h. der Standardsprache) soziologisch gedeutet werden müsse und daß dies nicht möglich sei, „solange ihr unmittelbares linguistisches Milieu nicht erforscht wird, d.h. die übrigen Typen der Schriftsprache und alle Varietäten der Umgangssprache des städtischen Kollektivs“ (vgl. Brang 1986, S. 142). Es scheint aber so, daß für die Weiterentwicklung und empirische Umsetzung dieser Programme die Orientierung auf die Norm der Literatursprache hinderlich war: Brang berichtet, daß die einschlägigen Untersuchungen der 70er und beginnenden 80er Jahre die literarische Umgangssprache (d.h. die ungezwungene Rede von Trägern der Literatursprache) erfaßten und nicht die alltägliche Sprache unterschiedlicher sozialer Gruppen in der Stadt (vgl. Brang 1986, S. 146).

Einen entscheidenden Entwicklungsschub bekam international die soziolinguistische Erforschung der Stadt in den 60er Jahren durch die Variationsanalysen von Labov (insbesondere die bahnbrechende Arbeit (1966) über den Sprachgebrauch in New York City) und die sprachsoziologischen und -psychologischen

Untersuchungen der Mehrsprachigkeit in New York durch Fishman⁷. Der dritte wesentliche Ansatz, der insbesondere durch die Arbeiten von Gumperz soziolinguistisch wirksam wurde, ist die Ethnographie des Sprechens, die tendenziell für die Erforschung kleinerer Gemeinschaften von Bedeutung ist, auch von kleineren Gemeinschaften im städtischen Rahmen.⁸ Der internationale Einfluß dieser Ansätze hängt damit zusammen, daß sie mit expliziten soziologischen Konzepten (wie Schicht, Netzwerk, Domäne, Sozialökologie), mit elaborierten empirischen Verfahren (Stichproben, Tests, teilnehmender Beobachtung) und zentralen linguistischen Konzepten (z.B. Labovs Variablenregel, Gumperz' Konzept des situativen und des metaphorischen Code-switching) die sprachliche Vielfalt in der Stadt angehen. In Abhängigkeit von den nationalen Forschungstraditionen verlief die Rezeption dieser Arbeiten unterschiedlich, sie prägten aber insgesamt den Stil neuerer Arbeiten der Soziolinguistik der Stadt in Europa.

Die Bestandsaufnahmen der letzten Jahre verbinden die Rezeption und Würdigung dieser neueren Entwicklungen mit einer Rückbesinnung auf vorhandene Traditionen. Der tiefere Grund dafür ist, daß in der Soziolinguistik (am Gegenstand der Stadt bzw. des Ortes, aber nicht darauf beschränkt) erneut programmatisch wichtige Entwicklungsschritte vollzogen werden und daß dabei der Gefahr zu begegnen ist, daß durch Einseitigkeit und durch die Verengungen der Perspektive (die auch durch Methodenfortschritte motiviert sein können) Rückschritte im soziolinguistischen Gesamtprogramm eintreten.

Seit den 60er Jahren sind neuere Entwicklungen der Linguistik hervorgetreten, die auch in der Diskussion der letzten fünfzehn Jahre um die soziolinguistische Programmatik bedeutsam geworden sind. Zu diesen Ansätzen gehören die Textlinguistik, die linguistische Pragmatik und die Gesprächsanalyse. Gleichzeitig haben sich auch grundsätzlich erweiterte Möglichkeiten der Untersuchung der Sprachverwendung ergeben: Genaue Beobachtungen der Sprachverwendung in natürlichen Situationen sind erst seit der Entwicklung der entsprechenden Aufnahmetechnik möglich. Die notwendige Technik für Studioaufnahmen existierte schon länger und führte zu einer technischen Verfeinerung der Befragungssituation, gestattete aber keine Annäherung der Beobachtung an die reale Verwendungssituation.

Die programmatische Reflexion der Stadtsprachenforschung orientiert sich an verschiedenen Forschungsansätzen, vor allem an neueren dialektologischen, soziolinguistischen und soziologischen Gemeindeuntersuchungen, die versuchen, ein integriertes Modell der sprachlichen Realität der Stadt zu entwickeln. Die sprachlichen Verhältnisse in der Stadt und die städtische Kommunikation sind bereits unter unterschiedlichen Perspektiven untersucht worden:

⁷ Vgl. Fishman/Cooper/Ma (1968); zur Mehrsprachigkeit und den damit verbundenen sozialen und sprachlichen Prozessen vgl. auch den Forschungsbericht in Hamel (1988).

⁸ Vgl. Gumperz/Hymes (1964), (1972); Hymes (1962), (1977).

(a) Die Sprachgeschichte untersucht die Rolle der Stadt für die Entwicklung einer Standardsprache (Bach 1970, von Polenz 1978); sprachliche Prozesse werden hier im Rahmen von Theorien über Modernisierung und Sprachverbreitung erklärt (Debus 1962, Mattheier 1982). Dittmar/Schlieben-Lange (1982a) heben die besondere Entwicklung der historischen Stadtsprachenuntersuchungen im romanischen Sprachraum hervor (u.a. Sobrero 1978) und konstatieren ansonsten: „Besonders vernachlässigt wurde die Sprachgeschichte der Städte“ (1982a, S. 66); Brang (1986, S. 166) stellt etwas Ähnliches für den slawischen Sprachraum fest, trotz der frühen programmatischen Formulierungen von Vinogradov zur Geschichte der Stadtsprache von Moskau und Petersburg und trotz der Arbeiten von Wieczorkiewicz zu Warschau. In der Germanistik sind seitdem eine Reihe von Projekten zur historischen Stadtsprachenforschung hervorgetreten: Cherubim/Flehsig (1984) zu Braunschweig, Maas (1984), (1988) und McAllister-Hermann (1983) sowie (1988) zu Osnabrück, Hoffmann/Mattheier (1985) zu Köln, Wildgen (1986) zu Bremen und Bauer (1988) zu Straßburg. Zumindest aus deutscher Perspektive sieht es so aus, als würde das zuletzt von Dittmar/Schlieben-Lange aufgezeigte Defizit allmählich ausgeglichen.

Interessant an den neueren historischen Arbeiten ist, daß Gesichtspunkte aus der Gemeindeforschung und der ethnographischen Soziolinguistik auf die Untersuchung historischer Verhältnisse übertragen werden. So weisen Hoffmann/Mattheier (1985) darauf hin, daß die historische Stadtsprachenforschung einen weiten Begriff von „Stadtsprache“ zugrunde zu legen habe, wie er sich gerade in der Erforschung gegenwärtiger Verhältnisse in der Orts- und Stadtsprachenforschung ergeben hat: „Es reicht nicht aus, die Wechselwirkung zwischen Stadt und Sprache auf den Aspekt der Entstehung der Einheitssprache zu beschränken“ (S. 1837), auch wenn bei der Entwicklung der Einheitssprache die Städte natürlich eine leitende Rolle gespielt haben. Es geht um die Stadtsprache als „das Ensemble aller zu einer Zeit aktiv verwendeten und miteinander verwandten Varietäten“ sowie zusätzlich um „alle Sprachen, die in früheren Zeiten innerhalb der Stadt schriftlich und mündlich verwendet und verstanden wurden“ (S. 1838).⁹

(b) Aus der Sicht der Ortssprachenforschung erscheinen Stadtsprachen als besondere Sprachen, die sich von den ländlichen Dialekten der umliegenden Regionen unterscheiden. Stadtsprachen entwickelten sich im Zuge von Wanderungsbewegungen und im Zusammenhang mit der Rolle der Standardsprache im städtischen Raum. Städtische Sprache wird hier als 'Ausgleichssprache' auf-

⁹ Interessanterweise findet z.T. auch eine Annäherung an die Analyse der konkreten Verwendungszusammenhänge und der situativen Konstitution von Äußerungen trotz aller damit verbundenen Probleme statt. So versucht z.B. Maas in der Untersuchung der Verdrängung des Niederdeutschen durch das Oberdeutsche im Osnabrück der frühen Neuzeit Texte als Inskriptionen einer Schreibpraxis zu analysieren und über die Korrekturen, Reformulierungen usw. sprachliche Orientierungen der Schreiber zu erfassen (vgl. Maas 1988).

gefaßt, die die Unterschiede zwischen verschiedenen Dialekten einebnen und eine mittlere Sprachschicht zwischen Dialekt und Standardsprache bildet – die städtische Umgangssprache.¹⁰

Wichtig für die Weiterentwicklung der Soziolinguistik der Stadt erscheint, daß die Sprachenkonstellation in der Stadt als Varietätenraum aufgefaßt wird, der aus allen miteinander in Verbindung stehenden Sprachen und Sprachvarietäten gebildet wird (vgl. z.B. Hoffmann/Mattheier 1985, S. 1837). Im Rahmen einer solchen umfassenden Konzeption kann dann ggf. die Beschreibung von bestimmten Sprachlagen als Ausschnitt des städtischen Varietätenraums vorgenommen werden. Für die Soziolinguistik der Stadt ist unter sprach- und sozialgeographischer Perspektive das Stadt-Umland-Verhältnis von besonderem Interesse. Verdichtete Beobachtungen im Umfeld der Stadt können genauere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Stadt durch Sprach- und Kulturformen geben. Debus (1962, S. 25) z.B. hatte bei der Betrachtung der Ausstrahlung von Städten wie Köln, Düsseldorf, Kassel oder Marburg darauf hingewiesen, daß auf der Grundlage der Daten der Wenker-Erhebung um 1880 feststellbar ist, in welchem Umfang der Prozeß der Verstädterung vor der politischen Eingemeindung erkennbar ist (vgl. dazu auch Mattheier 1982). Für die Behandlung des Stadt-Umland-Verhältnisses ergibt sich damit eine Verbindung zur Untersuchung von Urbanisierungseinflüssen in der Ortssprachenforschung (vgl. u.a. Gal 1979; Besch et al. 1981).¹¹

¹⁰ In der neueren Germanistik wird die Erforschung der städtischen Umgangssprache wesentlich von Moser (1960) und Debus (1962) als Thema etabliert. Zur Auseinandersetzung mit der Bestimmung von Umgangssprache vgl. Munske (1983) sowie Steger (1984). Wir kommen im Beitrag 3 auf das Problem zurück.

¹¹ Die sprachliche Auswirkung von Urbanisierungsprozessen in ländlichen Regionen sind auch Gegenstand einiger der in Pedersen (1985) dargestellten skandinavischen Projekte. Besonders interessant erscheinen in dieser Hinsicht zur Zeit die Arbeiten am NADIR (vgl. Sobrero 1985 u. 1986), weil hier Wanderungsbewegungen und Aktionsräume, Netzwerke und soziale Kategorisierung exemplarisch behandelt werden.

Hinsichtlich der Frage, wie weit die Stadt eigentlich reicht und wie die Prozesse der Stadtbildung verlaufen, zeigen die vorliegenden Untersuchungen unterschiedliche Konstellationen, u.a. in Abhängigkeit davon, ob sich eine ländliche Gemeinschaft durch Arbeits- und Einkaufspendeln allmählich für städtische Einflüsse öffnet (wobei sich der Wandel der Erwerbsform von der Landwirtschaft zur Industriearbeit als ein entscheidender Faktor für den Sprachwandel erweist, wie z.B. Gal 1979 nachweist), oder ob eine bereits urbane Population zuwandert und auf diese Weise eine Koexistenz von verschiedenen Kulturen im Rahmen von kleineren Ortschaften entsteht (mit unterschiedlichen Konsequenzen für die Definition der beteiligten Sprachen; vgl. dazu u.a. Chauvin 1985). In diesen Kontext gehören auch Grenzphänomene des Städtischen wie die Ansiedelung von Arbeitern und Angestellten großer Industriewerke im ländlichen Kontext, wobei die Bewohner nach der Erwerbsform und nach der Lebensweise Städter sind, aber wesentliche Merkmale der Stadt wie z.B. ein Zentrum fehlen. Dazu gehören andererseits auch Ballungsräume ohne klares Zentrum wie das Ruhrgebiet (vgl. u.a. Günter 1980; Thies 1982; Mihm 1985a) oder auch Ballungsräume wie die Region von Städten wie London oder Paris, mit einem starken Gravitationszentrum und einer großen Zahl von Städten und Dörfern im Umfeld, mit der Tendenz zusammenzuwachsen,

(c) Die Sozialdialektologie faßt die sprachlichen Differenzierungen in der Stadt im Begriff des „urban vernacular“ (Labov 1966). Die sprachlichen Differenzierungen werden erklärt durch das Bedürfnis nach sozialer Differenzierung in einem dicht bevölkerten Raum. Die Vorstellung von einer Sprachgemeinschaft bezieht sich eher auf ein gemeinsames System von sozialem Wissen und von sprachlichen Bewertungen als auf sprachliche Gleichheit.

Im Zusammenhang damit steht die Aufgabe der Beschreibung von sprachlichen Konvergenz- und Divergenzvorgängen und deren Erklärung. Ein allgemeines Merkmal der komplexen städtischen Verhältnisse ist, daß sich unterschiedliche Prozesse der Durchsetzung von dominanten Normen bzw. der Anpassung an diese, der Beharrung und auch der produktiven Differenzierung überkreuzen. Die sprachlichen Unterschiede werden nicht geringer, sondern sie verlagern sich. Eine solche Verlagerung stellt z.B. die Tendenz dar, daß im Kontakt von Dialekt und Standardsprache insbesondere die phonologischen Systeme langfristig konvergieren, während sich in der Lexik große Unterschiede erhalten bzw. sich in Prozessen der sozialen Differenzierung neu entwickeln. Gegenläufig zur Konvergenz im phonologisch-phonetischen Bereich ist die Tendenz, auch kleine sprachliche Unterschiede als sozial bedeutsam zu konservieren. Ein allgemeiner Befund ist auch, daß sich bei aufwärts mobilen Bevölkerungsschichten, die der negativen Bewertung ihrer Herkunftssprache entrinnen wollen, besondere Normenorientiertheit und zugleich Merkmale der Unsicherheit wie Hyperkorrekturen oder starke Schwankungen zwischen kontrolliertem und unkontrolliertem Sprechen zeigen.¹²

(d) Neben der Variation auf der Achse zwischen Standard und Dialekt ist ein weiterer prägender Aspekt der städtischen Sprachenkonstellation die Mehrsprachigkeit unterschiedlicher Form und Herkunft. Es gibt einmal den Fall der Kopräsenz von mehreren Sprachen in Staaten mit mehreren staatlich anerkannten Sprachen, die auch regional verteilt sind, wobei die langfristig mehrsprachigen Städte an den internationalen Sprachgrenzen liegen und die Kopräsenz der Sprachen u.a. gestützt wird durch den Bezug auf das jeweilige „Hinterland“, d.h. die entsprechenden Sprachregion. Das ist z.B. der Fall in einer Reihe von Schweizer Städten oder in Belgien, insbesondere in Brüssel.

Ein anderer Fall ist die Überlagerung von regionalen Minderheitensprachen durch die dominante Staatssprache (z.B. in Katalonien, Südtirol usw.). In diesen Fällen spitzt sich die konfliktäre Sprachenkonstellation in den Städten besonders zu wegen der Präsenz der dominanten Sprache in den politischen, administrativen und wirtschaftlichen Zentren.

z.T. auch mit der Tendenz, eine funktionierende Gemeindestruktur und damit auch eine gewisse Eigenständigkeit zu erhalten.

¹² Ein Beispiel für dieses letzte Phänomen liefert die Untersuchung von Dressler/Wodak (1982) über das Verhalten von Angeklagten und Zeugen unterschiedlicher sozialer Herkunft in der Gerichtssituation.

Und schließlich gibt es die Mehrsprachigkeit aufgrund von überregionaler und internationaler Migration. Überregionale Migration ist z.B. ein relevanter Faktor in den norditalienischen Städten mit der Zuwanderung aus Südtalien (vgl. Dittmar/Schlieben-Lange 1982b) oder in Barcelona mit der Zuwanderung aus Andalusien. Bei den internationalen Wanderungsbewegungen ist die Arbeitsmigration der entscheidende Faktor, gefolgt von der Migration politischer Asylanten. Insbesondere die Gastarbeiter sind Gegenstand der Soziolinguistik geworden, wobei die Gastarbeiterstudien in Europa z.T. eng an den amerikanischen Einwandereruntersuchungen orientiert waren. Der Untersuchungsgegenstand ist meistens nicht die Stadt, sondern eine Bevölkerungsgruppe mit spezifischen sprachlichen Defiziten. Aber als Folge von Segregationsprozessen finden diese Wanderungsbewegungen auch einen sozialgeographischen Niederschlag in der Stadt bis hin zur Ghettobildung.

Insgesamt gilt für die verschiedenen Arten der städtischen Mehrsprachigkeit, daß die Stadt aufgrund ihrer Zentrumsfunktion sowie der innerstädtischen Verdichtungs- und Segregationsprozesse als Brennpunkt für soziale, sprachliche und politische Konstellationen fungiert, deren Existenz nicht an die Stadt gebunden ist. Die Ausprägung dieser Konstellationen sind dann aber wieder typisch städtisch.

(e) Ethnographische Studien über Sprachgemeinschaften zeigen die Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Orientierungen für die Aufrechterhaltung von Sprachen und für Sprachwandel (Gumperz 1972; Blom/Gumperz 1972). Die Zugehörigkeit zur lokalen Gruppe bedeutet meist Aufrechterhaltung der Gruppensprache, doch diese Sprache muß keine lokale Sprache sein, sie kann auch eine regionale Sprache sein. Wesentlich ist die soziale Bedeutung, die die Sprecher ihr zuschreiben.

Die Einteilung der Stadt nach Stadtteilen bzw. Wohnquartieren und städtischen Arealen wird in der soziolinguistischen Stadtforschung vielfach als Auswahl- und Einordnungsrahmen und für innerstädtische Kontrastbildungen benutzt (z.B. bei der Gegenüberstellung von einem Arbeiter- und einem Mittelschichtstadtteil in Berlin; vgl. Dittmar/Schlobinski/Wachs 1987). Darüber hinaus werden Stadtteile auch in ihrer Orientierungs- und Abgrenzungsfunktion für die Bevölkerung untersucht. Besonders wichtig ist hier die schon klassische Untersuchung von Milroy (1980) zu drei Stadtteilen von Belfast, in der sprachliche Resistenz gegen eine sprachlich und ökonomisch dominante Umgebung mit der Geschlossenheit der städtischen Milieus erklärt wird.¹³

(f) Studien über städtische Subgruppen und ihre Kultur betrachten die Stadt als multi-ethnischen und multi-lingualen Raum. Wanderung und soziale Se-

¹³ Die Gliederung von Ortsgesellschaften und deren Binnenstrukturierung aus soziolinguistischer Perspektive ist in der letzten Zeit u.a. in vorbildlicher Weise an zweisprachigen Ortschaften in Mexiko dargestellt worden; vgl. Hamel (1988) u. Sierra (1987).

gregation setzen soziale Prozesse in Gang, die zu kultureller Assimilation und Sprachangleichung führen oder zu mehr oder weniger geschlossenen ethnisch zentrierten Gruppen in Ghettos oder in „urban villages“ (Gans 1962; Fishman/Cooper/Ma 1968; Labov 1972; Suttles 1968; Milroy 1980; Poplack 1981).

Es gibt eine Reihe schon klassischer Gruppen- und Milieuuntersuchungen unterschiedlicher Ausrichtung. Dazu gehören Studien aus der symbolischen Anthropologie, der Soziologie und der Soziolinguistik z.B. zur „taxi dance hall“ von Cressey (1932), über die „street corner society“ von Whyte (1955), zu den schwarzen Jugendlichen in New York von Labov (1972a) oder auch die Studien von Jugendkulturen in England (vgl. Willis 1978). Es handelt sich hier um Gruppen und Milieus, die in ihrer Existenz an die Stadt gebunden und in ihrer Zusammensetzung, den Formen ihrer sozialen Organisation und in ihrem sozialräumlichen Verhalten typisch städtisch sind. Insofern sind sie ein gutes Beobachtungsobjekt für die detaillierte Untersuchung des Sprachverhaltens in der Stadt (vgl. auch Dittmar/Schlieben-Lange 1982a).

Eine wichtige Aufgabe der Gruppenforschung im Rahmen der Soziolinguistik der Stadt ist zu untersuchen, in welcher Weise derartige Gruppen, Milieus und Subwelten im städtischen Raum einerseits von überlokalen, in der Regel überregionalen, auch übernationalen Bezügen geprägt (wie die verschiedenen Spielarten der Jugendkultur), andererseits aber auf das spezifische städtische Umfeld bezogen sind. Es kommt darauf an zu zeigen, welche Rolle die spezifischen Verhältnisse für die Gruppe spielen und welche Rolle die Gruppe für die städtische Umwelt spielt.¹⁴

(g) Studien zur interkulturellen Kommunikation und zu anderen Formen von Sprachkontakt in der städtischen Kommunikation heben den offenen Charakter der städtischen Gesellschaft hervor als Folge moderner Mobilität und des zunehmenden Verschwindens stabiler sozialer Grenzen. In dieser Art von Gesellschaft wird die Sprache nur zum Teil bestimmt durch soziale Netzwerke. Ebenso wichtig sind Begegnungen auf fremdem Territorium, Schlüsselsituationen im Kontakt mit Institutionen (Erickson/Shultz 1982; Gumperz 1984) und mehr oder weniger öffentliche „sprachliche Märkte“, auf denen die Beteiligten

¹⁴ In diese Richtung gehen u.a. neuere Studien zu Gruppen von Jugendlichen wie z.B. die Arbeit von Laks (1980). Im theoretischen Rahmen der Soziologie des sprachlichen Marktes und der Ausbildung sozialer Unterschiede untersucht Laks mithilfe einer Kombination von Ethnographie und Labovscher Variablenanalyse eine Gruppe von Jugendlichen in einer Stadt der Pariser Banlieue, Villejuif, die sich in einem Jugendzentrum angesiedelt haben und die in ihren Gruppeninteraktionen sprachliche Unterschiede reproduzieren, die aufgrund der sozialen Zusammensetzung der Stadt im Rahmen der städtischen Gesellschaft relevant sind; es gibt hier also eine Korrespondenz von gruppeninternem und externem sprachlichem Markt, und die Prozesse der Durchsetzung der dominanten Sprachnorm, die in der städtischen Gesellschaft ablaufen, vollziehen sich auch innerhalb der Gruppe. Eine interessante soziolinguistische Analyse einer professionellen Welt, die in ihrer Existenz an städtische Bedingungen gebunden ist, liefert die Untersuchung von Schütte (1991) über die Scherzcommunication unter Orchestermusikern.

die soziale Bedeutung von Sprache festlegen und erfahren (Bourdieu 1982a). Wegen der Anonymität sozialer Beziehungen sind die Sprache und das Sprachverhalten von großer Bedeutung für die Selbstdarstellung, die Durchsetzung territorialer Ansprüche und den Umgang mit Problemen, die aus unterschiedlichem kulturellem Wissen erwachsen (Gumperz 1984).¹⁵

Die Forschung zur interkulturellen Kommunikation wird häufig nicht explizit auf sozialräumliche Einheiten wie die Stadt bezogen, faktisch ist dieser Bezug aber in den meisten Fällen gegeben, und er läßt sich auch systematisch herstellen (vgl. z.B. Gumperz 1984). Aufgrund der Migration und der Gemeinschaftsbildungsprozesse innerhalb der Stadt ist die Stadt ein Raum, in dem interkulturelle Kontakte gleichsam normal sind. Der interkulturelle Kontakt erscheint dabei als ein besonders markanter Fall des Kontakts von Fremden im offenen städtischen Territorium oder in institutionellen Kontexten; dabei gelten gerade alle Voraussetzungen an geteiltem Wissen nicht, die für relativ geschlossene Gruppen und Milieus charakteristisch sind. Die interkulturelle Kommunikation stellt eine Zuspitzung der Fremdheitssituation dar, insofern hier auch der Rekurs auf kulturelles Hintergrundwissen als Verständigungsgrundlage fragwürdig wird (vgl. auch Streeck 1985).

Die genannten Forschungsansätze sind zum Teil aus methodischen und theoretischen Gründen unvereinbar miteinander, sie zeigen in ihrer Gesamtheit aber vielfältige Merkmale der komplexen sprachlichen und sozialen städtischen Wirklichkeit. Diese Aspekte zusammen ergeben so etwas wie das Profil einer „vollständigen“ Stadtuntersuchung, das aber wohl in keinem konkreten Projekt umfassend und gleichgewichtig verwirklicht werden kann.

Die derzeitige Diskussion hebt die wesentlichen Probleme bei soziolinguistischen Gemeindestudien hervor: einmal die soziale und sprachliche Heterogenität der Stadt und zum anderen die Mechanismen der sozialen Bewertung von Formen sprachlichen Verhaltens. Ein wesentliches Problem ist immer noch die Identifizierung und Abgrenzung von Varietäten städtischer Sprache. In der Diskussion um die „städtische Umgangssprache“ als eine durch Ausgleichsphänomene geprägte Sprachschicht zwischen Mundart und Hochsprache ist die Abgrenzung der Schichten immer ein Problem geblieben, und diese Schwierigkeiten haben vielfach zur Aufgabe des Schichtungskonzeptes zugunsten der von La-

¹⁵ Die Anonymität in der Stadt ist ein altes Thema der soziologischen Stadtforschung aus den 20er Jahren. Gerade als Ergänzung zur Erforschung kleinräumiger sozialer Strukturen in der Stadt ist dieser Aspekt wichtig. Die Markierung von Vertrautheit und Fremdheit bzw. von eigener und fremder Welt durch Sprachwahl ist auch ein fester Bestandteil von Untersuchungen zum code-switching (vgl. u.a. Gumperz 1982a). Darüber hinaus kann man anknüpfen an Überlegungen über die Bedeutung der Fremdwahrnehmung und Selbstdarstellung gegenüber Fremden und die davon abgeleitete Bedeutung von einfachen sprachlichen Merkmalen als soziale Indikatoren (vgl. u.a. die Unterscheidung von Indikatoren, Markern und Stereotypen bei Labov 1966; vgl. auch sozialpsychologische Arbeiten zum interkulturellen Kontakt, z.B. Giles/Smith 1979).

bov vertretenen Kontinuumsvorstellung geführt.¹⁶ In der Diskussion um die konkurrierenden Modellvorstellungen des sprachlichen Kontinuums bzw. verschiedener Varietäten (Existenzformen; vgl. Hartung 1981b) scheint es zur Zeit zwei gegenläufige Tendenzen zu geben. Auf der einen Seite ist offenbar die Variation zwischen Standardsprache und Dialekt besonders gut zu beschreiben auf der Grundlage des Kontinuumsmodells. Auf der anderen Seite ist es aber so, daß zumindest subjektiv, bei der Selbst- und Fremdeinschätzung, das Kontinuum in „eigene“ und „fremde“ Sprache gegliedert wird bzw. in eine Zone der „normalen“, unmarkierten Sprache und Zonen der auffälligen, markierten Sprache (nach oben zum Standard und nach unten zum Dialekt; vgl. Rosenberg 1986; Stehl 1988). Das Kontinuum wird von den Gesellschaftsmitgliedern jeweils aus einer spezifischen sozialen Perspektive gegliedert, d.h. soziozentrisch, und eine wichtige Aufgabe der Beschreibung ist sicher die Bestimmung der unterschiedlichen sozialen Perspektiven in Abhängigkeit von aktiven und passiven Sprachkenntnissen, von Innen- und Außenorientierungen in Bezug auf lokale Gemeinschaften.¹⁷

Auch die Vorstellung von der Ortsgemeinschaft als Sprachgemeinschaft wird ernsthaft in Frage gestellt (Gumperz 1972; Milroy 1980; Romaine 1982a).¹⁸ Die Frage ist immer noch nicht gelöst, in welchem Sinn eine komplexe Einheit wie die Stadt oder größere Teile der Stadt eine Sprachgemeinschaft bilden, und wie diese Form sozialer Organisation durch Sprachverhalten ausgedrückt und aufrechterhalten wird. Weiteren Aufschluß über derartige Fragen können u.U. Studien geben, die sich mit der „kulturellen Arbeit“ beschäftigen, welche die Bewohner leisten, wenn sie sprachlichen Formen soziale Bedeutung zuschreiben und wenn sie sich mit ihrem Sprachverhalten in Beziehung setzen zu relevanten

¹⁶ Zur Kritik am Schichtungskonzept vgl. u.a. Ammon (1973), während z.B. Mattheier ein entsprechendes Konzept als im Prinzip erforderlich beibehält (1981; 1985b). Vgl. auch die Diskussion dieser Problematik in Weiss (1985), Rosenberg (1986) und Stehl (1988).

¹⁷ Eine an sich naheliegende Hypothese ist, daß die Verhältnisse je nach historischen Voraussetzungen und Stadtformen unterschiedlich liegen. Dressler/Wodak (1982) z.B. gehen zur angemessenen Berücksichtigung der Wiener Verhältnisse von einem Zweisprachenmodell mit österreichischem Standard-Deutsch und Wiener Mundart aus. Sie betrachten die sprachliche Situation in Wien als ein Beispiel für spezifisch europäische Verhältnisse im Unterschied zu den Verhältnissen in amerikanischen Städten, die durch hohe Mobilität der Bevölkerung geprägt sind und eher eine Kontinuumsvorstellung angemessen erscheinen lassen (1982, S. 366). Aber es bleibt natürlich die Frage, wie sich soziozentrische Sprachwahrnehmung und faktisches Variationsverhalten zueinander verhalten. Hier sind u.U. komplexere Verhältnisse möglich etwa derart, daß unterschiedliche Kategorien von Sprechern unterschiedliche Modelle als Bestandteil ihres sprachlichen Verhaltensstils praktizieren, u.U. sogar sich funktionsabhängig mal wie ein „Kontinuum-Sprecher“ und mal wie ein „Existenzform-Sprecher“ verhalten.

¹⁸ Auf der anderen Seite gibt es in der Ortssprachenforschung den Versuch, das Gemeinschaftskonzept aufrechtzuerhalten und durch Flexibilisierung variabler zu machen, so bei Mattheier/Besch (1985).

sozialen Kategorien und zu situationellen Normen. Derartige Fragen werden am ehesten in den Arbeiten der ethnographischen Soziolinguistik untersucht.

3. Das Beobachtungsfeld: die Stadt Mannheim

Es lag nahe, den Sitzort des Instituts für deutsche Sprache als Beobachtungsfeld für eine Untersuchung zu wählen, die auf längerfristige und genaue Beobachtung des sozialen Lebens in der Stadt angelegt ist und nicht mit einer Fragebogenaktion oder mit einer Serie von Interviewaufnahmen zu erledigen ist. Die Mitarbeiter sind in das städtische Leben eingetaucht als teilnehmende Beobachter. Durch die kontinuierliche Anwesenheit in bestimmten städtischen Bezirken sind sie als vertraute Beobachter bei vielen Gelegenheiten zugelassen worden, die einem Beobachter, der nur kurz im „Feld“ präsent ist, verschlossen bleiben. Und sie haben auch teilgenommen am städtischen Leben in dem Sinne, daß sie die untersuchten Gruppen bei ihren Belangen unterstützt haben, ihnen als Gegenleistung nützlich waren. Auch das ist eine Bedingung für die extensiven Beobachtungsrechte, die sie genossen haben. Das alles ist nur vom festen Standort aus machbar und nicht „auf der Durchreise“ zu erledigen.

Mannheim, eine Stadt von 300.000 Einwohnern, bildet das wirtschaftliche Zentrum einer hochindustrialisierten Region (Rhein-Neckar-Raum) mit entsprechend dichter Bevölkerung und mit einer großen Zahl kleinerer Städte und verstädterter Dörfer. In Bezug auf die politischen und administrativen Funktionen hat sich Mannheims Stellung im Verlauf der Geschichte stark verändert von der Zentralität als Kurfürstliche Residenz und Hauptstadt der Kurpfalz mit einem Gebiet rechts und links des Rheins (1720-1798) zur Randstellung durch die Verlegung des Hofes (1798), durch die Zerschneidung der Kurpfalz mit einer Trennung der Gebiete auf beiden Seiten des Rheins und die Integration der Teile in unterschiedliche politische Gebilde (1802) – Mannheim wurde badisch und die linksrheinischen pfälzischen Gebiete bairisch. Heute liegt Mannheim an der Grenze Baden-Württembergs zu Hessen und zu Rheinland-Pfalz, wobei die Stadtgrenze (und der Rhein) mit den Landesgrenzen zusammenfallen. Wichtige politische und administrative Funktionen sind in Stuttgart und Karlsruhe angesiedelt. (Siehe Karte Nr. 1 im Anhang)

Die absolutistische Planung hinterließ Mannheim ein geometrisch geordnetes, schachbrettartiges Zentrum im Bereich der alten Befestigungsgrenzen: die „Quadratstadt“ mit einer Zählung der Häuserblocks – der Quadranten – mit einer Kombination von Buchstaben und Zahlen und einer Hausnumerierung rund um den Block herum. Die Besonderheit des stadtplanerischen Erbes ist deutlich präsent. Die Phase der Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert begründete Mannheims Wirtschaftskraft – Mannheim hat zwei Häfen und ausgedehnte Industriegebiete –, sie ließ aber auch das Image Mannheims als einer „schmutzigen Stadt“ entstehen. Die große Ausdehnung der Stadt durch Stadterweiterungen und Eingemeindungen in der Zeit zwischen 1870 und 1914

schuf die Struktur einer „Stadt der Vororte“ mit einer größeren Zahl durch die Bebauungsstruktur klar abgegrenzter Ortsteile.

Aus dialektologischer Sicht ist Mannheim Teil des rhein-fränkischen, genauer des Pfälzer Dialektgebiets (vgl. Bräutigam 1934, S. 27). Die Mannheimer Region liegt an der Grenze der mitteldeutschen und der oberdeutschen Dialekte (sie liegt z.B. im p-/pf-Übergangsbereich; vgl. Hefner/Ureland 1984). Alte lokale und regionale Sprachunterschiede (z.B. hessischer Einfluß im Norden des Mannheimer Gebietes) existieren zumindest in schwachen Reflexen im heutigen städtischen Gebiet fort. Es gibt bei lokal orientierten Bewohnern (zumindest aus der älteren und der mittleren Generation) ein Bewußtsein von Sprachunterschieden zwischen den einzelnen Stadtteilen (vgl. auch die Lehrerin B in Kap. 1), das u.a. an bestimmten Stereotypen festgemacht ist: z.B. *Monnem* (Mannheim), *Neggarau* (Neckarau), *Roi* (Rhein) im Stadtzentrum vs. *Mannem*, *Neggaraa*, *Rei* im Mannheimer Süden (Neckarau).¹⁹

Aufgrund der großen Bevölkerungsbewegungen als Folge des zweiten Weltkriegs, der Arbeitsmigration, der Zuwanderung von Spätaussiedlern aus den früheren deutschen Ostgebieten seit 1970 sowie der innerdeutschen, regionalen und überregionalen Arbeitsmigration ist die Mannheimer Bevölkerung nach Herkunft und Sprache gemischt. Auch lokale Gruppen sind in der Regel gemischt in dem Sinne, daß zu den Mitgliedern Deutsche aus anderen Gegenden gehören. Aber Mannheim hat nach wie vor seine Stadtsprache. Allgemein kann man für eine solche Feststellung wohl drei Kriterien benutzen:

(a) Es gibt Spracheigenschaften, die sich einerseits von der Standardsprache unterscheiden und andererseits von sprachlichen Merkmalen der umgebenden Region, wenn auch bei z.T. großen Ähnlichkeiten (so mit dem linksrheinischen Pfälzischen). Die klare sprachliche Opposition zwischen Stadt und Land war aufgrund der Ausdehnung der Stadt in die Region schon immer fragwürdig und ist es erst recht seit dem Anwachsen der räumlichen Mobilität der Einwohner. Aber es gibt Sprachunterschiede zu den lokalen Milieus in den umliegenden Ortschaften z.B. an der Bergstraße, im Süden und im Norden.

(b) Die Mannheimer Sprache ist vital in dem Sinne, daß sie keine Sprache z.B. nur der Alten ist, sondern die normale Umgangssprache eines sehr großen Teils der jungen Leute. Und die Mannheimer Sprache ist im sozialen Leben der Stadt nicht auf einige eingegrenzte Situationen beschränkt, sondern allgemein verbreitet, mit den üblichen Abstufungen zwischen „breitem Dialekt“ und dialektal gefärbter standardnaher Sprache für bestimmte offizielle, formelle Gelegenheiten. Das entspricht der allgemeinen Lage in der Südhälfte Deutschlands (vgl. Schuppenhauer/Werlen 1983; Clyne 1984).

(c) Es gibt Vorstellungen von einer mit der Sprache zusammenhängenden Stadtkultur. Indikatoren sind die Figuren der „städtischen Mytholo-

¹⁹ Vgl. dazu auch Bausch/Probst (1984, S. 89).

gie" (vor allem der Blumepeter, ein Blumenverkäufer aus den 20er Jahren, dem besonderer Mutterwitz zugeschrieben wurde) und Stereotype städtischen Verhaltens, insbesondere sprachlichen Verhaltens: die „Mannemer Gosch“ (/Gosch/=Mund/Maul) und das „Bloomaul“ (/bloo/=blau) als ein Sprecher, der in besonderer Weise die lokalen (z.T. auch regionalen) Spezifika im Kommunikationsstil zeigt. Diese „mythologischen“ Elemente werden von der offiziellen Kulturpolitik auch als Identifikationssymbole übernommen und gepflegt: Es wird ein „Bloomaulorden“ an verdiente Mannheimer verliehen und es werden Blumepeter-Feste veranstaltet, bei denen volkstümliche Geselligkeit mit wohltätigen Zwecken verbunden wird. Das Verhältnis der offiziellen Symbole und der in der Bevölkerung lebendigen Vorstellungen von Mannheimer Stil ist noch genauer zu bestimmen und nicht unproblematisch. Aber auch die offiziellen Aktivitäten sind Teil einer sicher allgemeineren Arbeit an einer städtischen Identität, an der auch die alltäglichen Aktivitäten unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen teilhaben.

Zu den Stereotypen über die Mannemer Gosch gehört die Vorstellung von der sprachlichen „Grobheit“ bzw. Drastik – danach seien *rennen* statt *laufen*, in bestimmten Situationen auch *saufen* statt *trinken*, *fressen* statt *essen*, nicht negativ qualifizierende Formen; Schimpfworte wie *aldi/bledi kuh* seien geläufig und in der lokalen Skala nicht besonders gravierend, könnten unbesorgt auch spaßhaft verwendet werden. Es soll eine ausgeprägte Vorliebe für den direkten Redestil geben; falsche Feinheit und Vornehmheit werden danach stark sanktioniert. „Sprüche“ sollen eine große Rolle spielen, d.h. feste Redewendungen für schnelle und witzige Reaktionen. Zum Stereotyp des Mannheimers gehört schließlich auch die kurpfälzische Liberalität und Heiterkeit.

Die Mannheimer verbinden mit ihrer Sprache einen „defensiven Sprachstolz“, d.h., die Sprache ist zwar geliebt, aber prestigearm. Dafür mag es viele Gründe geben. U.a. spielt die proletarische Prägung von Mannheim als Industriestadt eine Rolle. Die Zeit des kurpfälzischen Hofes liegt lange zurück und endete mit einem Traditionsbruch, dem Wegzug des Hofes unter Mitwanderung des gesamten Personals. Die höfische Zeit hat Mannheim die absolutistische Anlage der Innenstadt (Schloß und Quadrate), ein kulturelles Erbe (insbesondere das Nationaltheater) und Identifikationssymbole (z.B. „Kurpfalz im Quadrat“ als Bezeichnung des städtischen Sommerfestes) hinterlassen, aber prägend für die Identität Mannheims ist viel stärker die Industrialisierung des späten 19. Jahrhunderts. Zu der proletarischen Zuwanderung kam der wiederholte Wegzug der ortsansässigen Funktionselite hinzu. So waren z.B. im wirtschaftlich erstarkten Mannheim vor dem ersten Weltkrieg (1912) 60% der Stadträte keine gebürtigen Mannheimer. Dieser Umstand trägt sicher wesentlich dazu bei, daß es in Mannheim keine Prestigevariante der lokalen Sprache in der Art des „Honoratiorenschwäbisch“ gibt (vgl. Engel 1962). Der defensive Sprachstolz kleidet sich u.a. in die Formel *unser schbroch is aa e schbroch*.

4. Fragestellungen und Ziele der Untersuchung

Als die Projektgruppe 1981 die Arbeit aufnahm, betrat sie in theoretischer und methodischer Hinsicht ein Stück weit unsicheres Terrain. Deshalb war die Untersuchung mit einer Erkundung auf dem Feld soziolinguistischer Beschreibung und Theoriebildung verbunden. Gerechtfertigt und notwendig erschien ein solches Vorgehen trotz des damit verbundenen Aufwandes aus zwei Gründen.

Zum einen stand bei soziolinguistischen Untersuchungen Phonetik/Phonologie, auch noch Morphologie und Lexik im Vordergrund, während andere Eigenschaften der Sprache wie Formen sprachlichen Handelns, Textmuster und rhetorische Eigenschaften vernachlässigt wurden. Es gibt gute Gründe dafür, diese Gegenstände auch in die soziolinguistische Forschung zu integrieren. Ein wichtiger Gesichtspunkt in diesem Zusammenhang ist, daß sprachliche Eigenschaften von Sprechern immer als Teil eines in sich mehr oder weniger konsistenten sprachlichen Verhaltens auftreten, das insgesamt soziale Zugehörigkeit und bestimmte soziale Eigenschaften signalisiert. Die Verbindung von Sprache und Redeweise gehört ja auch zur landläufigen Vorstellung von Stadtkultur: Zum Berlinischen gehört die „Berliner Schnauze“, zum Mannheimerischen gehört die „Mannemer Gosch“. Die Konsequenz für unsere Untersuchung der sprachlichen Selbst- und Fremddarstellung ist, daß wir alle Eigenschaften des Sprachverhaltens prinzipiell in Betracht ziehen und uns nicht von vornherein auf eine Beschreibungsebene (z.B. die phonologisch-phonetische Variation) festlegen.

Zum anderen sind im Hinblick auf die Rahmentheorie über den Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft noch viele Fragen offen, und die sozialen Strukturen und Prozesse, die für diesen Zusammenhang wichtig sind, werden nur ausschnitthaft, vielfach punktuell erfaßt. Die Soziolinguistik ist angewiesen auf eine Verbindung von soziologischen, linguistischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen. Eine Konsequenz für unsere Untersuchung ist, daß wir uns mit der sozialen Verflechtung von städtischen Gruppen, ihren Territorien, ihrer Einordnung in übergreifende soziale Strukturen und ihrer Beteiligung an der Organisation des sozialen Lebens, d.h. der Herstellung von Gemeinschaft besonders beschäftigen.

Die Untersuchung verfolgt drei eng aufeinander bezogene Fragen. Diese nehmen jeweils den Gegenstand aus unterschiedlicher Perspektive in den Blick und bauen aufeinander auf:

- Welche Kommunikationsformen sind entscheidend für die Herstellung und Aufrechterhaltung von sozialem Zusammenhalt unter städtischen Lebensbedingungen?
- Wie benutzen die Stadtbewohner die Sprache als Ausdruck von sozialer Identität?
- Wie fügen sich die Einzelaspekte des sprachlichen Verhaltens zum Gesamtbild von sozialen Stilen, und welche Rolle spielen solche sozialen Stile für die städtische Gesellschaft und ihre Sprache?

4.1. Kommunikationsformen und sozialer Zusammenhalt

Der soziale und kulturelle Raum der Gemeinde im Sinne einer sozialräumlich organisierten und begrenzten Einheit ist sicher als ein wesentlicher Rahmen für die konkrete Erfahrung von sozialer Realität anzusehen. In ihm werden von den Gesellschaftsmitgliedern wichtige Eigenschaften der „Welt in unserer Reichweite“ (A. Schütz), wichtige soziale Konstellationen und Handlungsspielräume im Rahmen der formalen oder informellen sozialen Organisation erfahren. In diesem Rahmen werden auch Außensteuerungen und Außenorientierungen der Ortsbewohner zur kleinräumig organisierten lokalen Welt ins Verhältnis gesetzt. Diese sozial komplexe, aber noch überschaubare Umwelt bildet in der Regel den Rahmen für wichtige Bezugseinheiten der Sozialisation (Familie, peer-Gruppen) und ist insofern von großer Bedeutung für die Entwicklung der Identität und – neben der Berufswelt – für die Manifestation der „authentischen Version des Selbst“ (Suttles 1972, S. 264). Die „authentische Version des Selbst“ zeigt sich u.a. darin, daß man in der eigenen Welt unverstellt redet („wie einem der Schnabel gewachsen ist“) und daß man über erprobte Redeweisen für die relevanten sozialen Kontakte verfügt.

Unser Ansatzpunkt sollte das Sprachverhalten im Rahmen von relativ begrenzten Zusammenhängen des sozialen Lebens sein, wie sie die Aktivitäten von lokalen Milieus, politischen Initiativen, kulturellen „Szenen“ oder Arbeits-Teams konstituieren. Es handelt sich dabei jeweils um die Verknüpfung einer Population in einem Geflecht sozialer Beziehungen und die Abgrenzung eines spezifischen Bezirks der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in dessen Handlungszusammenhang sich ein besonderes Sinnsystem bildet, eigene Kommunikationsregeln gelten und sich Muster des sprachlichen Verhaltens entwickeln. Derartige Strukturen stellen soziale Rahmen dar, an denen sich die Handlungsorientierungen der Beteiligten und ihre Bewertungskriterien für angemessenes, erfolgreiches und authentisches Handeln ausrichten.

Für die weitere Entwicklung einer Theorie der sozialen Rahmen kann man auf verschiedene Quellen zurückgreifen. Wir wollen hier nur auf einen Anknüpfungspunkt hinweisen, der für uns von Bedeutung ist, und zwar das Konzept der „sozialen Welt“, das in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus entwickelt wurde (vgl. die zusammenfassende Darstellung in Schütze 1987b). Danach basiert eine soziale Welt darauf, daß eine Menge von Individuen zur Bearbeitung sozialer Problemstellungen kooperiert; die problembezogenen Aktivitäten, die einen situationsübergreifenden „Arbeitsbogen“ bilden, motivieren den Aufbau von Netzwerken, die Rekrutierung von Mitarbeitern, die Beschaffung von Ressourcen, die Einrichtung von Arenen für die Auseinandersetzung um Ressourcen, Normen usw. und zur Selbstdarstellung. Im Rahmen solcher sozialer Welten werden Verhaltensstile ausgebildet, wobei modellhafte, erfolgreiche und als authentisch empfundene Verhaltensweisen eine Leitfunktion haben; und es werden spezifische Sinnsysteme entwickelt (Normen, Kate-

gorien und Kriterien für richtiges, erfolgreiches Handeln).²⁰ Für verschiedene soziale Welten liegen eingehende Untersuchungen vor: so die frühe Arbeit von Cressey (1932) zur „taxi dance hall“ als einer typisch großstädtischen Form des Freizeitvergnügens, zu unterschiedlichen Professionsschulen im Bereich der Medizin und der Psychiatrie (Strauss et al. 1964/1981; Becker et al. 1961/1977), zur Welt der Kunst (Becker 1982), der Computerarbeit (Kling/Gerson 1978) und zum Alkoholismus (Wiener 1981).

Solche sozialen Welten als Bezugseinheiten des sozialen Lebens oder eng verwandte Strukturen vermuten wir auch im Kontext des Wohnens, und wir nehmen an, daß diese sozialen Welten eine wesentliche Rolle bei der Bildung von Ortsgemeinschaften (in einem allgemeinen Sinne von lokal organisierter und gebundener Gemeinschaft) spielen. Im Rahmen dieser Fragestellung werden Kommunikationsereignisse und sprachliche Handlungsformen untersucht, die zentral sind für die Herstellung einerseits von strukturell-organisatorischen und andererseits von persönlichen Beziehungen und die dazu dienen, sozialen Zusammenhalt manifest zu definieren und sichtbar zu machen. Strukturelle Beziehungen sind solche, die aufgrund einer festen Organisationsstruktur vorgegeben sind und die mit personenunabhängigen, funktional definierten Rollen verbunden sind (also z.B. Vereinsmitglieder, politische Funktionsträger usw.). Für die Herstellung und Pflege von persönlichen Beziehungen sind Interaktionsformen ausschlaggebend, die Gelegenheit zu Solidaritätsbekundungen geben. Solche Interaktionsformen sind u.a. zwanglose Treffen in der Gruppe (z.B. Stammtisch oder Kaffeeklatsch), gemeinsames Feiern oder die persönliche Aussprache „unter vier Augen“. Die dafür ausgebildeten Kommunikationsformen sind ein wichtiger Teil der „speech economy“ bzw. des „kommunikativen Haushalts“ (Luckmann 1985) einer Gemeinschaft.

Eingehender beobachtet haben wir vor allem Kommunikationsformen der folgenden Art:

(a) Kommunikationsereignisse und Handlungsformen, die Gelegenheit und Anlaß geben für die sprachliche Verarbeitung von Erfahrungen zusammen mit anderen Angehörigen der lokalen Gemeinschaft. Ausschlaggebend ist, daß hier wesentliche Belange der eigenen Biographie und des sozialen Lebens (z.B. Stadtteilprobleme) mit relevanten anderen verarbeitet werden und daß dabei Normen und soziale Kategorien expliziert werden. Beispiele dafür, die in unseren Analysen eine große Rolle spielen, sind biographische Erzählungen oder das Reden über Konfrontationen mit Institutionenvertretern.

(b) Kommunikationsereignisse und Handlungsformen, die mit einer relativ direkten Bezugnahme auf die soziale Identität der Beteiligten und ihre sozialen

²⁰ Zum Symbolischen Interaktionismus und den dort entwickelten Konzepten für soziale Einheiten vgl. Schütze (1987b); zur „sozialen Welt“ vgl. Strauss (1978), (1979), (1982) und (1984), Becker (1974), (1978), (1982), sowie Schütze (1984) und (1987b).

Beziehungen verbunden sind. Hier geht es um Kommunikationsformen, bei denen die gemeinsame soziale Präsenz fokussiert und das Zusammensein als Ausdruck für Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit behandelt wird. Wichtige Fälle in unseren Analysen sind ausgebauten Formen des „bestätigenden Austausches“ (Goffman 1971), der Gemeinsamkeit beim Reden über Dritte (Tratschen) oder spielerischer Aggressivität (z.B. beim Frotzeln oder Auf-den-Armennehmen).

Die Kommunikationsformen haben für die Untersuchung der sozialen Identität und der sozialen Stilistik eine doppelte Bedeutung: Sie sind einerseits der Vorkommensrahmen für die konzentrierte Selbst- und Fremddarstellung (vgl. 4.2.). Sie sind zum anderen aber in ihrer spezifischen Ausprägung auch Teil der sozialen Stile (vgl. 4.3.).

4.2. Sprache als Ausdruck von sozialer Identität

In einer ersten Annäherung soll 'soziale Identität' hier als 'soziale Zugehörigkeit' verstanden werden, d.h. die Zuordnung von Individuen zu größeren sozialen Einheiten (wie Gruppen, Ortsgesellschaften usw.) bzw. zu sozialen Kategorien (wie Einheimischer, Ausländer usw.). Diese Zuordnung nehmen die Gesellschaftsmitglieder mit sich selber vor und andere mit ihnen und sie mit anderen. Soziale Identität ist das Ergebnis von Selbst- und Fremdzuschreibungen von Zugehörigkeit.

Für die Behandlung des Zusammenhangs von Sprache und sozialer Identität sind in der Soziolinguistik unterschiedliche Ansätze verfolgt worden, die sich wesentlich in den Annahmen über die Festigkeit der sozialen Identität und der Zuordnung von Sprache und sozialer Identität unterscheiden. In der sozialpsychologischen Tradition ist die Indexikalität der Sprache betont worden in dem Sinne, daß sprachliches Verhalten die Identität des Individuums zeigt, ggf. auch verrät. Dabei sind die Identität und die Sprache als weitgehend stabil gesehen worden, jedenfalls ist ihre dynamische Konstitutionsweise nicht in den Blick genommen worden. Soziologische Theorien haben die Frage der sozialen Identität unter zwei Aspekten betrachtet: unter gesellschaftsstrukturellen und unter interaktionsstrukturellen Gesichtspunkten. Charakteristisch für die sozialstrukturelle Perspektive ist z.B. die Schichtentheorie und die feste Zuordnung von Gesellschaftsmitgliedern zu sozialen Kategorien (vgl. hierzu auch die Diskussion der soziolinguistischen Entwicklung am Beispiel von Labov im Beitrag von Gumperz, Beitrag Nr. 10). Andererseits hat sich ausgehend von Mead (1934) ein Forschungsstrang entwickelt, bei dem gerade die Konstitution von sozialer Identität durch das Handeln der Individuen im Vordergrund steht. Aus dieser Perspektive ist wiederholt die starre Vorstellung von sozialer Identität kritisiert worden. Das interaktionistische Konzept von sozialer Identität betont den Herstellungs- und Aushandlungscharakter: Danach ist soziale Identität keine ein für alle Mal feststehende Größe, sondern wird in der Interaktion immer wieder festgelegt (vgl. auch Gumperz 1982). Dieser Ansatz wird in der Ethno-

methodologie besonders strikt verfolgt. Neuere Arbeiten in der Soziolinguistik versuchen, Gesichtspunkte beider Richtungen zu verbinden (vgl. Heller 1987). Wir folgen im großen und ganzen der interaktionistischen Auffassung.

Die sprachliche Selbst- und Fremddarstellung sehen wir als Schlüsselphänomen an für die Definition dessen, was die „eigene Sprache“ ausmacht, und für die Definition der sozialen Bedeutung sprachlicher Ausdrucksweisen. Voraussetzung der sprachlichen Selbst- und Fremddarstellung ist die soziospezifische Sprache der Sprecher und deren Wissen über die Abgrenzung von Sprachen und Varietäten. Die Selbst- und Fremddarstellung zeigt dieses Wissen auf und manifestiert die Zuschreibung von sozialen Bedeutungen zu sprachlichen Verhaltensweisen. Die Selbst- und Fremddarstellung verdeutlicht also auch, welches Sprachverhalten der Identifikation mit der lokalen Gemeinschaft entspricht und welche Rolle die lokale Sprache als Identitätssymbol für die städtische Gesellschaft bzw. Teile von ihr spielt.

Das Grundgerüst für die Selbst- und Fremddarstellung ist einerseits die soziale Referenz, d.h. die Referenz auf soziale Einheiten, und andererseits die Verdeutlichung von Eigenschaften dieser sozialen Einheiten. Grammatisches Kernstück der sozialen Referenz sind die Verfahren der Deixis, in erster Linie der personalen Deixis (ich/wir – die anderen), dazu gehören aber auch die lokale und die temporale Deixis (hier – dort, jetzt – früher usw.). Für das System der sozialen Referenz der beobachteten Gesellschaftsmitglieder spielen nach unserer Hypothese soziale Welten als Bezugsrahmen eine wichtige Rolle.

Die Verdeutlichung sozialer Eigenschaften geschieht auf unterschiedliche Weise: durch explizite Charakterisierung, d.h. durch Benennung und Beschreibung, und durch die Markierung der Art und Weise, wie jemand spricht und handelt. Bedeutsam ist dabei die Art, wie jemand etwas sagt, und die Tatsache, daß jemand etwas im gegebenen Kontext (so) sagt. Dabei hat also das Wie des sprachlichen Handelns eine spezifische Ausdrucksfunktion. Wir sprechen in diesem Zusammenhang von Symbolisierung. Sehr deutlich werden symbolisierende Eigenschaften des Sprechens bei der andeutenden, imitierenden oder karikierend-übertreibenden Wiedergabe von Eigenschaften eigenen oder fremden Kommunikationsverhaltens. Daneben gibt es aber auch das Verkörpern von sozialen Eigenschaften durch die eigenen sprachlichen Handlungen. Auch dies ist eine wirkungsvolle Form der symbolischen, nicht offen benennenden Darstellung von sozialen Eigenschaften (bis hin zu sehr deutlichen Fällen der Stilisierung), ohne manifeste Referenz des Sprechers auf sich und andere, sondern gestützt auf die implizite Deixis des Sprechers auf sich und die Adressaten beim Vollzug sprachlicher Handlungen.

Unser Konzept der symbolischen Verdeutlichung ist beeinflusst durch die Kontextualisierungstheorie von Gumperz. Am Anfang stand das Konzept des metaphorischen Code-switching. Als metaphorisch bezeichnet Gumperz Sprachwechsel, die nicht situativ für ganze Gespräche oder Gesprächsteile determi-

niert sind, sondern sich als kurzfristige Wechsel von der Normallage des Kontextes abheben und von den Sprechern wie eine rhetorische Figur eingesetzt werden. Das metaphorische Code-switching dient zur schlaglichtartigen Verdeutlichung von sozialen Eigenschaften, kulturellen Hintergründen usw. Dieses Verfahren der Indizierung von sozio-kulturellen Kontexten ist nicht auf Variationsphänomene beschränkt, sondern dazu können ganz unterschiedliche Eigenschaften sprachlicher Äußerungen eingesetzt werden.²¹

Weiterhin orientieren wir uns an den Arbeiten des Symbolischen Interaktionismus zum Verhalten des Individuums „im öffentlichen Austausch“ (Goffman 1971a) und an Stilbildungskonzepten der symbolischen Anthropologie. Diese laufen auf die Vorstellung hinaus, daß die Gesellschaftsmitglieder ihre Lebenssituation analysieren und ihre Einsicht in die Lebensbedingungen und ihre Auseinandersetzung damit zum Ausdruck bringen, indem sie symbolisch bedeutsame Objekte suchen bzw. schaffen und sprachliche sowie nicht-sprachliche Verhaltensstile entwickeln. Symbolisch bedeutsam können die unterschiedlichsten Objekte sein, häufig sind es Gegenstände des Geschmacks wie Kleidung oder musikalische Werke bzw. Richtungen.²²

Eine weitere Quelle sind Ansätze der sogenannten Mikro-Ethnographie, die auf der Grundlage ethnographischer Beobachtungen mithilfe der Gesprächsanalyse situative, soziale bzw. kulturelle Bedingungen der sprachlichen Interaktion untersucht. Die Analyse zielt dabei nicht wie in der Konversationsanalyse auf die Feststellung grundlegender kontextfreier Strukturen, die allgemein mit verbaler Interaktion verbunden sind, sondern gerade auf die extreme Kontextsensitivität der Konstitutionsmechanismen. Eine genaue Gesprächsanalyse kann – gestützt auf die Kenntnisse über formale, kontextunabhängige Strukturen – sehr viel von den spezifischen Bedingungen rekonstruieren, die für die Beteiligten bei der Interaktionskonstitution relevant waren.²³

Unsere Analyse der symbolisierenden Selbst- und Fremddarstellung konzentriert sich einerseits auf die Rekonstruktion des Systems der sozialen Referenz der Sprecher und andererseits auf die folgenden sprachlichen Verfahren der Darstellung von sozialen Eigenschaften:

²¹ Vgl. u.a. Gumperz (1982a); das Konzept des Code-switching wird in Beitrag 3 in diesem Band diskutiert.

²² Vgl. u.a. Willis (1978). Bourdieus Theorie des sozialen Unterschieds und der Herstellung von Abgrenzung u.a. über Ausprägungen des Geschmacks bzw. der „Kultur“ liefert von einem anderen Ausgangspunkt aus vergleichbare Darstellungen von Stilphänomenen; vgl. Bourdieu (1979).

²³ Zur Mikroethnographie vgl. u.a. Green/Wallat (1981); Erickson/Shultz (1982); Gumperz (1982b).

(a) Regeln des Sprechens

Dabei handelt es sich um Regeln für die Themenwahl, für die richtige Gelegenheit und die angemessene Form für das Erzählen von Geschichten oder von Witzen, für Streit und für Mitleid, für Höflichkeit, Direktheit und Indirektheit des Sprechens usw. Mit dem Begriff 'Regeln des Sprechens' wird ein relativ weites und immer noch diffuses Feld umrissen. Der Begriff stammt aus der Ethnographie des Sprechens bzw. der Kommunikation (vgl. Hymes 1962; 1964; 1977). Nach dem Programm von Hymes wird mit den Regeln des Sprechens erfaßt, wo/wann wer in welcher Form mit wem über welche Themen spricht, wo/wann wer schweigt, bei welcher Gelegenheit rituell gesprochen wird, wann gesungen wird usw. Regeln des Sprechens sind in diesem Sinne allgemein die Verwendungsregeln für Sprache in einer Gesellschaft. Ihre Untersuchung wurde in deutlichem Kontrast zu der linguistischen Beschränkung auf grammatische Regeln zum Programm gemacht.²⁴ Damit ist ein großes Arbeitsgebiet umrissen, mit dem sich eine Reihe von Wissenschaftsdisziplinen beschäftigt und das in der Regel nicht in seiner Gesamtheit als globale Aufgabe bearbeitet wird, sondern das in unterschiedlichen Forschungsansätzen jeweils in Ausschnitten behandelt wird.²⁵

Die Regeln des Sprechens sind ein für die soziolinguistische Theoriebildung wichtiges Bindeglied zwischen sprachlichen und sozialen Strukturen. Nach unserem Verständnis kann man die Aufgabe bei der Untersuchung von Regeln des Sprechens formulieren als: Auf der Grundlage allgemeiner Prinzipien und

²⁴ Vgl. auch Frake (1980c), der sich auf die Aufgabenstellung von Ethnographie bezieht, wonach eine Kulturbeschreibung die Informationen enthalten soll, die ein Fremder braucht, um sich bei den unterschiedlichen Ereignissen innerhalb einer Gesellschaft in unterschiedlichen Rollen angemessen verhalten zu können: „Our stranger requires more than a grammar and a lexicon; he needs what Hymes (1962) called an ethnography of speaking: a specification of what kinds of things to say in what message forms to what kinds of people in what kinds of situations.“ (S. 166).

²⁵ Wenn man nicht nur explizite Formulierungen von Regeln des Sprechens, sondern allgemein die Behandlung von Regeln der Sprachverwendung in Betracht zieht, gibt es eine große Forschungsliteratur, vor allem anthropologischer, kommunikationssoziologischer, sprachphilosophischer und inzwischen auch linguistisch-gesprächsanalytischer Art. Neben den programmatischen Arbeiten von Hymes gehören Frakes Beschreibungen von komplexen Interaktionsereignissen wie dem Trinken bei Festen der Subanon auf Mindanao dazu (1980c), weiter die Arbeiten von Goffman zu Alltagsritualen und der Bewahrung des „Face“ (z.B. 1971), die daran anknüpfenden Untersuchungen zur Höflichkeit von Brown/Levinson (1987), die konversationsanalytischen Arbeiten zur Gesprächsorganisation (vgl. Kallmeyer 1988), die Aussagen der linguistischen Pragmatik zu Situationsbedingungen und Gelingenbedingungen von Sprechakten; die ethnographischen Gemeindeuntersuchungen wie die von Gumperz (1972), Blom/Gumperz (1972) oder von Milroy (1980), in denen die Ökologie der Kommunikation, d.h. ihre Verteilung auf Schauplätze und soziale Konstellationen, erfaßt wird; die soziolinguistischen Arbeiten zum Kommunikationssystem in der Gesellschaft mit der Verbindung zwischen Domänen bzw. bestimmten Diskurswelten, Textsorten, Sprachwahl und Wahl des Mediums (Schrift oder gesprochenes Wort); vgl. u.a. Hartung (1981), Schlieben-Lange (1983).

Verfahren der Interaktions- und Bedeutungskonstitution sind die im ethnographischen Sinne spezifischen Ereignisformen und Regeln der Sprachverwendung in einer Gesellschaft zu erfassen; dabei sind die Regeln des Sprechens einerseits auf die Formen der sozialen Organisation einer Gesellschaft zu beziehen und andererseits auf die Bildung von Symbolsystemen, in erster Linie des sprachlichen Ausdrucksystems.

Regeln des Sprechens sind in unserer Untersuchung in zweifacher Weise relevant. Zum einen sind z.B. bestimmte Thematisierungs- und Höflichkeitsregeln oder auch Regeln der Konfliktbehandlung soziokulturell spezifisch. Was akzeptable und präferierte Unterhaltungsgegenstände sind, ist je nach Situation und sozialer Gruppe sehr verschieden; die Tabuthemen sind verschieden ebenso wie die Art, über sie zu reden usw. Zum anderen bilden die Regeln des Sprechens die Grundlage oder den Rahmen für die Anwendung von speziellen sprachlichen Verfahren wie der symbolisierenden Sprachvariation, des formelhaften Sprechens und der sozialen Kategorisierung, die im folgenden dargestellt werden.

(b) Sprachvariation

Sprachvariation gibt es zwischen Situationen (entsprechend fester Situationsnormen für die Sprachwahl) und innerhalb von Situationen; beide Arten spielen für die Analyse der sozialen Bedeutung der beteiligten Sprachen bzw. Sprachvarietäten eine Rolle; für die Symbolisierungsanalyse ist jedoch insbesondere die innersituative Variation zentral.

Untersuchungen des Variationsverhaltens konzentrieren sich zwangsläufig auf die sprachlichen Merkmale, welche die Sprecher zielgerichtet variieren können. Labov (1973) unterscheidet nach den Kriterien der Wahrnehmbarkeit und Kontrollierbarkeit durch die Sprecher drei Typen sprachlicher Merkmale: Indikatoren als praktisch vom Sprecher nicht wahrgenommene und nicht kontrollierbare Herkunftsindikatoren, Marker als wahrgenommene und zumindest versuchsweise kontrollierte sprachliche Merkmale und schließlich Stereotype als allgemein bekannte, wie ein soziales Etikett definierte und auch zur karikierenden Charakterisierung verwendete sprachliche Eigenschaften. Wie Untersuchungen zum Code-switching gezeigt haben, bedeutet allerdings zielgerichtetes, bedeutungsvolles Variieren nicht auch, daß die Variation den Sprechern bewußt ist und von ihnen wirksam kontrolliert werden könnte.²⁶ Wenn man mit diesem Vorbehalt Labovs Typen sprachlicher Merkmale zur Einordnung benutzt, so haben wir es bei unserer Analyse mit Markern und Stereotypen zu tun. Die beobachteten Sprecher bleiben auch bei den sprachlichen Verschiebungen von

²⁶ Hinsichtlich der Reflektiertheit und Kontrolliertheit liegen diese Zeugnisse sprachlicher Bewertungen häufig zwischen reflektierten Auskünften im Interview und rein routinemäßiger Sprachpraxis (etwa wie sie Gumperz 1982a beim Code-switching untersucht, der darauf hinweist, daß diese Wechsel nicht bewußt vollzogen werden, sondern eher wie die Anwendung von grammatischen Regeln).

einer dialektalen zu einer standardnahen Lage als Mannheimer Sprecher erkennbar. Wir berücksichtigen das bei der Kennzeichnung ihrer Variationsbreite, interessieren uns hier ansonsten aber mehr dafür, in welche Richtung sprachliche Verschiebungen erfolgen, mit welchen Mitteln sie realisiert werden und mithilfe welcher Verfahren ihnen soziale Bedeutung zugeschrieben wird.

(c) Formelhaftes Sprechen (Redewendungen, Phraseologismen)

Interessant sind hier insbesondere solche sprachlichen Formeln, die in ihrer Prägung und ihrer Bedeutung soziospezifisch erscheinen, also in besonderer Weise „eigene Sprache“ einer Gruppe oder eines Milieus darstellen und ohne Kenntnis der Lebenswelt nur schwer verständlich sind. An ihrer Entstehung und Verwendung ist einerseits zu beobachten, wie die spezifischen Relevanzsetzungen innerhalb von sozialen Welten sprachlich verarbeitet werden, und wie andererseits Regeln für formelhaftes Sprechen (als wirkungsvolles phatisches Instrument der Gemeinschaftsbildung oder als zu meidende sozial markierte Ausdrucksweise) unterschiedliche soziale Stile prägen.

(d) Sprachliche Ausdrücke für soziale Kategorisierung

Hier geht es darum, mit welchen sprachlichen Ausdrücken die Gesellschaftsmitglieder die für sie relevanten sozialen Kategorien (d.h. soziale Typen wie 'Mann', 'Frau', 'Jugendlicher aus dem Arbeitermilieu', 'die feinen Leute', 'Ausländer' usw.) und deren Eigenschaften bezeichnen und wie sie die Selbst- und Fremdzuschreibung solcher Kategorien sprachlich verdeutlichen. Dabei kommen neben einzelnen Wörtern auch Formeln und komplexe Ausdrücke für stereotype Inhaltsfiguren und komplexe Formen des Verkörperns sozialer Eigenschaften in Betracht.

Der Begriff 'soziale Kategorie' wird in den Sozialwissenschaften für feste Typen von sozialen Einheiten (Individuen, Gruppen) verwendet. Verfahren der Kategorisierung sind insbesondere mit der sog. Labelling-Theorie (Strauß 1959; Goffman 1963) und den daran anschließenden Untersuchungen der Zuschreibung und Aushandlung sozialer Identität in der Konversationsanalyse (Sacks 1972a und 1972b) und in der interaktionsanalytischen Soziolinguistik behandelt worden.

Von Kategorisierung sprechen wir, wenn ein fester Kategorienbestand existiert, der in sich systematisch geordnet ist, und wenn die betreffenden Kategorien mit festen sprachlichen Ausdrucksweisen verbunden sind (Kategorienbezeichnungen, Formeln). Wenn es darum geht, die Konturen von sozialen Typen zu definieren oder bei der Charakterisierung von Individuen typische Merkmale zu suchen, sprechen wir von Typisierung (vgl. dazu generell Schütz 1971b und in der Folge Berger/Luckmann 1977). Der Übergang zwischen Typisierung als dem weiteren Begriff und Kategorisierung als einem engeren Begriff für den sozial ausgezeichneten und verfestigten Bereich der Typisierung ist fließend. Inter-

essant für unsere Untersuchung sind u.a. Spuren von Veränderungsprozessen, d.h. der Veränderung von Kategoriensystemen durch die Typisierungsarbeit der Gesellschaftsmitglieder.

4.3. Soziale Stile

Für bestimmte Milieus oder soziale Welten und ggf. die städtische Gesellschaft sind soziale Stile charakteristisch. Von solchen Stilen ist in der Regel die Rede, wenn Verhalten als „vornehm“, „ordinär“, „urban“, „bäurisch“ bezeichnet wird, und Stilbezeichnungen sind auch die Ausdrücke für 'typisch städtische' Redeweisen wie die „Berliner Schnauze“ oder die „Mannheimer Gosch“.

Die linguistische Diskussion über den Stilbegriff beginnt erst allmählich klarere Konturen zu zeigen. Die wichtigsten Gesichtspunkte scheinen die folgenden zu sein. Als gemeinsamer Nenner kann angesehen werden, daß Stil am Zusammenhang einer Reihe von Merkmalen auf unterschiedlichen Ausdrucksebenen kenntlich wird, die ggf. über längere Äußerungen „gestreut“ erscheinen – Stil ist kein punktuell Phänomen, sondern wird durch leitende Prinzipien oder so etwas wie eine innere Logik bestimmt. Klärend in dieser Hinsicht ist in letzter Zeit die Arbeit von Sandig (1986) gewesen. Weiter sind sicher zwei Perspektiven auf die als „stilistisch“ eingestufte Variation möglich und zu unterscheiden: zum einen wird von stilistischer Variation in dem Sinne gesprochen, daß an einer kontextuell determinierten Position eine Wahl zwischen zwei (oder mehr) bedeutungsgleichen Ausdrucksalternativen stattfindet; zum anderen wird die Variation zwischen verschiedenen Individuen oder Gruppen im Sinne von kulturellen Unterschieden untersucht, wobei davon ausgegangen wird, daß ggf. die Sprecher im konkreten Sinne des Wortes gar keine Wahl haben (zum Unterschied dieser beiden Untersuchungsperspektiven vgl. Levinson 1988). Schließlich ist für das jeweilige Stilkonzept entscheidend, auf welche kommunikative oder soziale Einheit die Stilbildung bezogen wird: Die Funktionalstilistik in ihren unterschiedlichen Ausprägungen orientiert sich hierbei an der Kommunikationstypologie einer Gesellschaft und den unterschiedlichen Bearbeitungsweisen von gesellschaftlichen Aufgaben, während anthropologische Ansätze Stil auf Kultur und Identität beziehen²⁷ (vgl. etwa Fleischer/Michel 1977, Willis 1978, Clarke 1979). In dieser Perspektive entsprechen Stile Verhaltensmodellen, die das Ergebnis der Auseinandersetzung mit spezifischen Lebensbedingungen sind. Sie machen die für das Selbstverständnis der Gemeinschaftsmitglieder ausschlaggebenden Orientierungen als Prinzipien sprachlichen Verhaltens erkennbar.

Stile sprachlichen Verhaltens sind ein wesentliches soziales Unterscheidungsmerkmal, und ihre Ausprägung ist mit der Ausbildung von sozialen Welten

²⁷ In eine ähnliche Richtung (wenn auch unter Bezug auf andere theoretische Traditionen) weist auch Löffler, der Stile auf soziale Rollen bezieht: „Mit der Rollentheorie entsteht auch der bisherigen Stilistik eine Möglichkeit, Stil-Varianten situational und interaktional zu erklären. Eine neue Stilistik könnte sich so als 'Rollengrammatik' konstituieren“ (1985, S. 43).

und der sozialen Identität von Gruppen und größeren Gemeinschaften verbunden. Ihre Analyse gestattet die Aufdeckung der sprachlichen Mechanismen von sozialer Trennung und Integration.

Zu den Konstituenten sozialer Stile gehören unterschiedliche Eigenschaften des sprachlichen und des nicht-sprachlichen Verhaltens der Gesellschaftsmitglieder:

(a) Die Spezifika der Kommunikationsformen machen Eigenschaften des sozialen Stils aus, d.h. die Tatsache, daß in einem bestimmten Milieu oder in einer sozialen Welt bestimmte Ereignistypen und Handlungsformen für die Herstellung von sozialem Zusammenhalt (bzw. für andere Ziele) entwickelt, präferiert und ggf. normiert werden.

(b) Die Verwendung der unterschiedlichen Symbolisierungsformen entspricht allgemeineren, situationsübergreifenden und längerfristig stabilen Orientierungen der Sprecher. Aufgrund dieser inneren Zusammengehörigkeit sind sie als Aspekte eines sozialen Stils aufzufassen.

(c) Zum sozialen Stil gehören ebenso Eigenschaften des nicht-sprachlichen Verhaltens: der körperlichen Bewegung, des Distanzverhaltens, der Kleidung, der Einrichtung, der Ernährung usw. Entscheidend ist gerade, daß sprachliche und nicht-sprachliche Verhaltenseigenschaften dabei in Verbindung gebracht werden (zur 'feinen' Sprache gehört eine entsprechende Kleidung, das Einhalten tendenziell größerer körperlicher Distanz usw.).

5. Zur Anlage der Untersuchung

Die Erfassung des Gegenstandes erfolgte auf drei Stufen, wobei die Beobachtungsintensität sich jeweils vervielfachte. Nach einem allgemeinen Überblick über die Gesamtstadt haben wir zwei Schritte systematischer Beobachtung durchgeführt, die sich zeitlich teilweise überlappten: die ethnographische Erfassung von ausgewählten Stadtteilen, Situationen und Gruppen und die intensive Beobachtung und Analyse des sprachlichen Verhaltens einzelner Gruppen.

5.1. Ethnographisches Panorama ausgewählter Stadtteile

Für die eingehendere Beobachtung haben wir vier Stadtteile ausgewählt. Die Auswahl erfolgte nach den Kriterien 'Zentrum – Peripherie', 'alter Stadtteil – neuer Stadtteil', 'Nähe – Distanz zu gesamtstädtischen Organisationen'. Die Auswahl sollte in bezug auf diese Merkmale eine möglichst große Varianz bieten. Das historische Zentrum (die Quadratestadt innerhalb des Straßenringes an der Stelle der alten Wohnanlagen), ist mit der Westlichen Unterstadt vertreten, die in Mannheim volkstümlich die „Filsbach“ genannt wird. Dem Charakter Mannheims als „Stadt der Vororte“ wurde dadurch Rechnung getragen, daß drei Ortsteile außerhalb des Zentrums und mit unterschiedlich dichter Anbindung gewählt wurden. Durch die Wahl von zwei „gewachsenen“ Vororten (Sandhofen im Norden und Neckarau im Süden)

wird auch die mögliche soziale und sprachliche Eigenständigkeit älterer, eingemeindeter Ortschaften im Rahmen der Gesamtstadt berücksichtigt. Mit diesen Ortsteilen sowie mit dem Zentrum kontrastiert in maximaler Weise das reine Neubauviertel am Stadtrand (Vogelstang). Die Stadtviertel werden in den Beiträgen in diesem Band jeweils kurz vorgestellt (vgl. auch die Stadtteil-ethnographien zur Westlichen Unterstadt und zur Vogelstang im Band 4.2; eine Karte Nr. 2 von Mannheim mit Kennzeichnung der ausgewählten Stadtteile befindet sich im Anhang.)

Die Beobachtungen in den Stadtteilen erstreckten sich über mehrere Jahre. Das ethnographische Verfahren haben wir wegen seines beobachtenden, phänomennahen und ganzheitlichen Charakters gewählt. Es sollte eine der explorativen Ausrichtung des Projekts angemessene Grundlage für eine weitergehende Klärung der in 3.3. dargestellten Probleme ermöglichen, d.h. des Zusammenhangs von sozialen Strukturen und Kommunikationsstrukturen.

Die Stadtteilethnographien haben folgende Funktionen:

- (a) Sie ermöglichen eine gut fundierte Auswahl der intensiv zu beobachtenden Gruppen und Schauplätze. Systematisch beobachtet werden Kommunikationssituationen, die als „Schlüsselsituationen“ für das Stadtteilleben gelten können, d.h. in denen die Bedeutung der Lebensbedingungen, der Stadtteilprobleme usw. für die Bewohner und das lokale Leben deutlich wird. Eine fundierte Auswahl von in dieser Hinsicht signifikanten Kommunikationsereignissen erfordert die genaue Einordnung der Personen und Ereignisse in das Stadtteilleben.
- (b) Die Ethnographien vermitteln eine weitreichende Kenntnis der Lebensumstände und damit des sozialen und sozialgeographischen Referenzsystems der Personen als unumgängliche Information für die Analyse ihrer Gespräche. Die Analyse zielt wesentlich darauf, wie die Beteiligten ihre soziale Umwelt und ihre Perspektive auf diese Umwelt ausdrücken und mit bestimmten Eigenschaften des sprachlichen Verhaltens in Verbindung bringen. Eine solche „tiefe“ Analyse ist nur auf einer soliden ethnographischen Grundlage durchführbar – man muß sehr genau wissen, wovon die Beteiligten reden (und wovon sie nicht reden). Die exemplarischen Analysen in diesem Band führen die Verbindung von Ethnographie und Gesprächsanalyse im einzelnen an.
- (c) Die Ethnographien gestatten – aufgrund der Einordnungsmöglichkeiten – differenzierte Vergleiche zwischen Beobachtungen von Kommunikationsereignissen in den verschiedenen Stadtteilen, d.h., sie bieten eine Grundlage für die Wahrnehmung und Interpretation von strukturellen Ähnlichkeiten und Unterschieden.
- (d) Die ethnographischen Vergleiche gestatten die Präzisierung der jeweiligen Besonderheiten und damit auch des exemplarischen Charakters (Wofür stehen die Beobachtungen im einzelnen?) und bieten damit eine Grundlage für die Verallgemeinerung.

5.2. Porträts städtischer Gruppen

Besonders interessant im Rahmen der Untersuchung sind städtische Milieus, die einerseits lokal gebunden bzw. organisiert sind und dementsprechend einen sozialen Zusammenhang über personale Netzwerke und eine gemeinsame Interaktionsgeschichte haben, andererseits aber in ihrer Zusammensetzung nicht unbedingt homogen sind, sondern hinsichtlich der sprachlichen und kulturellen Herkunft eine Mischpopulation darstellen. An solchen Konstellationen kann man sehr gut den Zusammenhang von Gruppen und übergreifender sozialer Welt, wie sie z.B. in einem Stadtviertel oder auch einer Stadt insgesamt angesiedelt ist, beobachten. Dabei können die Gruppeninteraktionen als Spiegel der sprachlichen Verhältnisse und des sozialen Stils in der übergreifenden sozialen Welt angesehen werden, und zugleich sind am Verhalten der von außen Hinzukommenden Stadien und Verlaufswege sprachlicher und sozialer Anpassung und Integration abzulesen.

Ausgewählt wurden Gruppen in verschiedenen Lebensstadien (Jugend, mittleres Alter mit Familien- und Berufspflichten, 'drittes Alter' nach dem Aufziehen der Kinder und nach dem Berufsleben). Die Auswahl der beobachteten Gruppen und Kommunikationsformen erfolgte unter zwei Gesichtspunkten: Zunächst wurde nach der Relevanz für den Stadtteil ausgewählt, und in einem zweiten Schritt wurden die Stadtteile im Hinblick auf die für sie wichtigen Phänomene miteinander verglichen. Dadurch ergab sich ein übereinstimmendes Grundraster von sozialen Einheiten, Situationen, Textformen und sprachlichen Verfahren für die Teilprojekte. Einige der untersuchten Gruppen werden in den Beiträgen in diesem Band vorgestellt.

Die Gruppen wurden in drei Situationsstypen beobachtet:

- in ihrer Wohnumwelt in Situationen, die in Zusammenhang stehen mit der lokalen Organisation des Lebens und einen Teil ihrer sozialen Welt ausmachen; hier geht es um gruppeninterne Situationen, in denen Angehörige einer Gruppe oder eines Milieus „unter sich sind“ bzw. in denen einzelne „Halbexterne“ anwesend sind, die als Parteigänger oder potentielle Gruppenmitglieder behandelt werden; in diesen Situationen werden die traditionellen Kommunikationsformen der betreffenden sozialen Welt reproduziert und neu geschaffen;
- im Kontakt mit anderen in Situationen am 'Rande der eigenen Welt' (häufig Konfliktsituationen mit anderen Gruppen oder mit Institutionen); diese externen Kontaktsituationen sind vielfach Gegenstand der gruppeninternen Kommunikation (z.B. in Form von Konflikterzählungen);
- im Kontakt mit Unbekannten in Situationen außerhalb der lokalen Organisation, auf fremdem, offenem Territorium (zentrale Einkaufsgelegenheiten, allgemeine Freizeiteinrichtungen).

Im Sinne der Exploration des Zusammenhanges von sozialen und sprachlichen Strukturen haben wir vorab festgelegt, daß die intensive und unmittelbare Be-

obachtung des sprachlichen Verhaltens im natürlichen Vorkommenszusammenhang Vorrang haben sollte vor der „flächendeckenden“ Untersuchung einzelner Aspekte der Sprachverwendung (wie ausgewählter phonetisch-phonologischer Variablen). Auch eine überblicksartige Erhebung von Spracheinstellungen mit Fragebogen als zentralem Erhebungsmittel sollte ausscheiden. Vielmehr sollten, im Unterschied zu den gängigen Verfahren der Einstellungsforschung, die sich auf extrakommunikative Erhebungsformen wie Befragungen und Tests stützt, die sprachlichen und sozialen Einstellungen in der Kommunikationspraxis selbst beobachtet werden, d.h. ohne die Brechungen eines kommunikationsexternen Erhebungsverfahrens.

Im Vollzug einer „qualitativen“, auf Hypothesenbildung zielenden Forschungsstrategie sollten sich, ausgehend von relativ einfachen theoretischen Vorannahmen, die erforderlichen theoretischen Kategorien und die sukzessive Präzisierung der theoretischen Konzepte im Verlauf der Untersuchung des Gegenstandes ergeben (vgl. Glaser/Strauss 1968). Dieses Verfahren kontrastiert mit Verfahren der Hypothesenüberprüfung, bei denen von Anfang an mit sehr spezifischen Hypothesen gearbeitet wird und der Wert der Untersuchung gerade davon abhängt, daß möglichst spezifische Hypothesen gebildet werden können. Das qualitative Forschungsverfahren der „Entdeckung empirisch fundierter Theorien“ erscheint gerade für „Erkundungen“ das angemessene Verfahren.

Im Verlauf der Arbeit wurden notwendige Beschränkungen des Gegenstandes vorgenommen. Aus Gründen der Ökonomie und Handhabbarkeit ist auf die Analyse wichtiger Erscheinungen des städtischen Lebens verzichtet worden. So stehen im Vordergrund unserer Untersuchung Situationen in der Wohnumwelt, zudem mit einem Schwergewicht auf arbeitsentlasteten Situationen; die Arbeitswelt haben wir weitgehend ausgeblendet. Damit ist unsere Untersuchung auf einen – wenn auch sehr wichtigen – strukturellen Ausschnitt des städtischen Lebens beschränkt. Ausgeblendet wurden auch andere städtische Erscheinungen wie die „City“ als Geschäftszentrum mit der Zusammenballung von Einkaufsmöglichkeiten, den vielfältigen Begegnungen und Kommunikationsereignissen im offenen städtischen Raum, deren charakteristische Schauplätze das Kaufhaus, die Straßenbahn und z.B. die Straßencafés und -gaststätten (z.B. auf den „Planken“, einer der zentralen Einkaufsstraßen Mannheims) sind.

Eine weitere Beschränkung liegt darin, daß wir in erster Linie die Verwendung der deutschen Sprache von Standarddeutsch bis zu „tiefem“ Dialekt beschreiben, nicht das Verhältnis von Deutsch und Türkisch, Italienisch usw. Die Stabilisierung der relativ neuen sozialen Konstellation in der Stadt mit mehreren ethnischen Minderheiten und ihre unterschiedlichen Integrationswege sind für die Stadt und die dort sich herausbildenden Modelle sozialen Zusammenlebens zweifellos von Wichtigkeit. Wir haben in den Ethnographien der Stadtviertel und in den Gruppenbeschreibungen diese Zusammenhänge jeweils angeführt, soweit sie relevant sind für unsere Beobachtungen. Damit haben wir die Anschlußstellen markiert und Einordnungsmöglichkeiten geschaffen, die eine Be-

trachtung unserer Ergebnisse in einem weiteren Rahmen ermöglichen sollen. In unserer eigenen Untersuchung gehen wir diesen Fragen nur punktuell nach.

Auch die ursprünglich geplante parallele und gleichgewichtige Durchführung der Stadtteilethnographien hat sich nicht ganz durchhalten lassen; die Ethnographien sind unterschiedlich ausgebaut und in manchen Eigenschaften nicht gleichgewichtig. Aber sie bieten uns auch so eine Einordnungs- und Vergleichsbasis und einen Hintergrund, zu dem sich auch zusätzliche, nicht auf die ausgewählten Stadtteile beschränkte Beobachtungen in Beziehung setzen lassen: Beobachtungen in einer Reihe von Läden, die lokal orientierte Lebenswelt von alteingesessenen Mannheimern in anderen Stadtteilen oder zu Treffen von Bewohnern aus unterschiedlichen Teilen der Stadt.

6. Bemerkungen zu diesem Band

Der vorliegende Band soll anhand ausgewählter Gesprächsbeispiele das Verfahren der Analyse sprachlicher Symbolisierung von sozialer Identität vorführen. Der Schwerpunkt liegt auf der Erarbeitung grundlegender Konzepte und der Methodendemonstration. Die Behandlung städtischer Sozialwelten in den Porträts ist demgegenüber viel stärker auf eine zusammenfassende Ergebnisdarstellung ausgerichtet und setzt die Kenntnis der exemplarischen Analysen voraus.

Die Methodendemonstration in diesem Band soll in erster Linie zeigen, wie mit konversationsanalytischen Verfahren und unter Benutzung ethnographischer Kenntnisse das sprachliche Verhalten der beobachteten Personen daraufhin zu untersuchen ist, wie sie ihre soziale Zugehörigkeit und ihre Perspektive auf die soziale Wirklichkeit beim Sprechen verdeutlichen.

Alle Beiträge analysieren die jeweils fokussierten sprachlichen Verfahren in ihrem kommunikativen Zusammenhang. Dementsprechend steht jeweils zumindest ein längeres, einen natürlichen Gesprächszusammenhang wiedergebendes Textstück im Zentrum. Die Behandlung dieser Texte verbindet eine möglichst präzise und aspektreiche Analyse des konkreten sprachlichen Verhaltens mit einer ethnographischen Interpretation. Zur Vertiefung des ethnographischen Hintergrundes wird in den Beiträgen z.T. auf die Stadtteilethnographien verwiesen (vgl. Band 4.2). Das gibt die Möglichkeit, die Einordnung der in den exemplarischen Analysen behandelten kleinen Ausschnitte in den weiteren Zusammenhang des Stadtteils und der Gesamtstadt zu verfolgen.

Neben den Arbeiten der Projektgruppe enthält der Band je einen Beitrag von Jürgen Streeck (Austin) über eine Gruppe aus der Filsbach (Nr. 9) und von John Gumperz (Berkeley) zu allgemeineren Fragen der interpretativen Soziolinguistik, illustriert u.a. an Beispielen aus dem Projektkorpus (Nr. 10). Jürgen Streeck und John J. Gumperz haben als Gastwissenschaftler des IDS mit der Projektgruppe zusammengearbeitet. Ein weiterer Beitrag eines Gastwissenschaftlers, Pierre Bange (Lyon), ist bereits als Beitrag zur Jahrestagung „Kommunikationstypologie“ veröffentlicht worden (Bange 1986).

Der Band stellt exemplarische Fallanalysen anhand von Materialien aus vier Stadtteilen vor:

- Sandhofen (Nr. 2)
- westliche Unterstadt / Filsbach (Nr. 3, 4, 5, 9, 10)
- Neckarau (Nr. 6, 10)
- Vogelstang (Nr. 7, 8).

Die Stadtteile werden im ersten Beitrag zum jeweiligen Stadtteil kurz charakterisiert. Die ausgewählten Beispielfälle sind charakteristisch für die verschiedenen Stadtteile in dem Sinne, daß daran wesentliche Eigenschaften des Lebens im Stadtteil und der kommunikativen Voraussetzungen der beobachteten Population deutlich werden. Die einzelnen Beiträge repräsentieren aber natürlich nicht die Lage im Stadtteil insgesamt.

Trotz der Ausrichtung auf die Demonstration der Methode am exemplarischen Fall stellt sich durch die Ähnlichkeit und die Varianz der Fälle eine Verdichtung der empirischen Befunde her. Durch eine vergleichende Lektüre der Beiträge wird zumindest ausschnittsweise das Analysepotential deutlich, das mit dem methodischen Vorgehen gegeben ist. Zur leichteren Orientierung sollen hier einige Merkmale der untersuchten Fälle stichwortartig aufgelistet werden.

(a) Gruppen

Alle Gruppen sind sekundäre Gruppen, d.h. ohne „geborene“ Mitglieder und mit einem Zusammenschluß auf Zeit, an denen die Zugehörigkeit zu einer sozialen Heimat oberhalb der Ebene der primären Gruppe der Familie beobachtet werden kann. Keine der Gruppen ist durch eine formale Organisation geformt wie z.B. im Verein. Hinsichtlich Alter und Geschlecht sind sie teils gemischt, teils homogen:

- „Stehcafégruppe“: gemischte Gruppe von jüngeren Erwachsenen aus unterschiedlichen Berufen, treffen sich täglich zu einer ca. einstündigen Mittagspause an einer zentralen Stelle in Sandhofen (Nr. 2).
- „Bastelgruppe“: ältere Frauen, hauptsächlich aus Arbeiterfamilien, treffen sich in einem Begegnungszentrum in der Filsbach zum Basteln und zum Kaffeeklatsch (Nr. 3, 4, 5).

- „Initiativengruppe“: gemischte Gruppe von Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen, Träger einer „Initiative Jugendzentrum“, treffen sich auf wechselnden Schauplätzen in Neckarau zur Organisationsarbeit (Nr. 6).
- „Gymnasiastengruppe“: Gruppe von Schülern aus der Vogelstang, treffen sich nachmittags privat und zu gemeinsamen Unternehmungen (Nr. 7).
- „Literaturgruppe“: Frauen mittleren Alters aus der Oberschicht in Vogelstang, treffen sich privat zur gemeinsamen Lektüre von Literatur und zum Gespräch darüber (Nr. 8).
- „Politikgruppe“: Frauen mittleren Alters aus der mittleren sozialen Schicht in Vogelstang, parteipolitisch aktiv, treffen sich u.a. nach offiziellen Sitzungen (Nr. 8).
- „Kegelgruppe“: Facharbeiter und ihre Frauen, Berufskollegen aus einem Großbetrieb, treffen sich zu Kegelabenden (Nr. 8).
- „Arbeiterjugendliche“: gemischte Gruppierung, treffen sich auf verschiedenen öffentlichen Schauplätzen der Vogelstang (Nr. 8).

(b) Handlungs- und Texttypen

In den Beispielfällen stehen zwei Typen von Interaktionsgegenständen im Vordergrund:

- Erzählungen; in allen Fällen mit Ausnahme der Gymnasiastengruppe bilden Erzählungen den dominanten oder zumindest einen wichtigen Interaktionsgegenstand. Ebenso wie die interaktiven Einbettungen und die Funktionen des Erzählens variieren auch die Bedingungen für das Erzählen (z.B. wird Erzählen in Situationen ohne Präferenz für das Erzählen in Nr. 6 behandelt im Unterschied zu den anderen Fällen mit Erzählpräferenz).
- Interaktionsspiele; dabei handelt es sich um 'Charakterisierungsspiele', bei denen die Beteiligten Dritte gemeinschaftlich charakterisieren und dabei ihren Sprachwitz entfalten (Nr. 4, 7), Frotzeln (Nr. 7; andeutungsweise auch in anderen Beiträgen), „auf den Arm nehmen“ (Nr. 4, 7) und Witzeerzählen (Nr. 9); in Nr. 2 wird vom spielerischen Umgang mit originellen Außenseitern berichtet.

(c) Themen

Wichtig sind einmal Domänen des sozialen Lebens, über die gesprochen wird, und zum anderen bestimmte Anlässe, welche einzelne Ereignisse in den verschiedenen Domänen für die Thematisierung relevant machen. Die für die präsentierten Materialien wichtigsten Domänen sind:

- Familie; Bastelgruppe über Ehepartner (Nr. 5), Literaturgruppe über Kinder (Nr. 8);
- Beruf und Äquivalente; Initiativengruppe und Gymnasiastengruppe über Schule (Nr. 6), Kegelgruppe und Arbeiterjugendliche über den Beruf (Nr. 8);

- Institutionen und deren Vertreter; Bastelgruppe (Nr. 3), Politikgruppe (Nr. 8);
- andere Leute aus der sozialen Umgebung; Gymnasiastengruppe über andere Gruppen im Stadtteil, Stehcafégruppe und Bastelgruppe über originelle Figuren im Stadtteil (Nr. 2, 4).

Bei den untersuchten Kommunikationsereignissen zeichnen sich als die produktivsten Themen für intensives und erlebnisreiches Reden über Dritte ab: Partner/Familienmitglieder, Übergeordnete (Vorgesetzte, Institutionenvertreter, Lehrer), Territoriumskonkurrenten, deviantes Verhalten und originelle Figuren.

Die häufigsten Anlässe bzw. Relevanzen für die Thematisierung in den Beispielfällen sind:

- Konflikte/Konfrontationen, vor allem von Gruppenmitgliedern und Externen, meistens Übergeordneten; insbes. in Konfrontationserzählungen (Nr. 3, 4, 5, 6, 7, 8);
- der Reiz des Komischen in lustigen Begebenheiten, Anekdoten und Witzen (Nr. 3, 6, 9).

Die Beiträge versuchen jeweils, grundlegende theoretische Fragen mit den exemplarischen Analysen zu verbinden. Dabei kommen vielfältige sprachliche Erscheinungen in den Blick, die nicht alle hier systematisch behandelt werden können. Für die zentralen Verfahren der Symbolisierung wird eine solche systematische Bearbeitung in den vorliegenden Beiträgen zumindest begonnen. Eine Reihe der hier aufgeworfenen Fragen werden in den Gruppenporträts weiter verfolgt.